

Zeitschrift: Mitteilungen der aargauischen Naturforschenden Gesellschaft
Herausgeber: Aargauische Naturforschende Gesellschaft
Band: 24 (1953)

Artikel: Überblick über Landschaften und Siedlungen
Autor: Tschopp, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-172347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geographie soll die Reihe der einzelnen Arbeiten einleiten. Der Autor dieses Abschnittes hat wie kaum ein zweiter den Kanton «erwandert». Eine Karte, auf welcher alle seine Fahrten eingezeichnet wären, ließe kaum mehr größere unbegangene Gegenden erkennen. CHARLES TSCHOPP hat aus einem umfangreichen Studienmaterial eine weise Auswahl getroffen und mit seiner Arbeit etwas Neues für das Schrifttum des Kantons geschaffen.

ÜBERBLICK ÜBER LANDSCHAFTEN UND SIEDELUNGEN

CHARLES TSCHOPP · AARAU

Auf den wenigen Seiten eine Geographie des Aargaus zu bieten, ist unmöglich. Nur ein Bild der Landschaften und Siedlungen, das sich selten um Einzelheiten kümmert, kann hier gezeichnet werden. Vorausgesetzt wird eine gewisse Kenntnis der Geologie, wie sie etwa die prächtige Zusammenfassung von Professor HARTMANN in der *Aargauischen Heimatgeschichte* gibt (s. Geologische Karte, S. 209).

Der schöne Name Aargau deckt ein künstlich zusammengestücktes Gebilde, dessen Grenzen vielfach nach einer bloß dem Geschichtsforscher verständlichen Logik verlaufen. Wichtige Gegenden stehen im Spannungsfeld außerkantonaler Städte und Großstädte: Kaiserburg ist nur 10 km von Basel entfernt, Rheinfelden nur 16 Schnellzugsminuten. Auf der Höhe von Islisberg sieht man den Turm des Ütliberges fast greifbar vor sich. Die größte Agglomeration des Aargaus, Baden/Wettingen, ist 18 Schnellzugsminuten von der Stadt Zürich entfernt, nach der werktags um die 56 Züge führen. Die längste Grenze, welche die Aargauer – und zwar die meisten, ohne daß sie sich dessen so richtig bewußt wären – zu den Hauptanrainern der Luzerner macht, ist zugleich die merkwürdigste: sie kappt Wigger-, Suhren-, Wynen-, Aa- und Reußtal. Dietwil, die südlichste aargauische Ortschaft, ist 12,5 km von Luzern, 9 km von Zug entfernt, und obwohl die Eisenbahnverbindungen nicht übermäßig gut sind, machen sich doch die Anziehungskräfte der beiden Städte gehörig bemerkbar. Der Kanton ist als solcher keine Gabe der Natur, ja nicht einmal jahrhundertealter geschichtlicher Zusammenhänge, sondern eher eine Aufgabe.

Die Hauptlandschaften

Drei Hauptlandschaften bestimmen das Antlitz des Aargaus: Mittelland, Kettenjura und Tafeljura. Das Mittelland macht etwa zwei Drittel aus; Ketten- und Tafeljura übertreffen aber immerhin noch deutlich die Fläche des Kantons Baselland. Die Höhenzüge des Mittellandes laufen auffällig parallel von SSO gegen NNW. Sie bestehen zur Hauptsache aus weichen tertiären Sandsteinen und sind als bloße Skulpturformen aus jener ursprünglichen schweizerischen Hochebene herausgeschnitten worden, die dem Wanderer immer noch andeutungsweise erscheint, wenn er auf einem dieser Rücken über die gleichlaufenden Höhen im Westen und Osten blickt. Die Täler sind für ihre kleinen Bäche erstaunlich breit; Kies und Schotter der letzten Eiszeit erfüllen sie.

Schaut man vom Mittelland, etwa vom Eichberg im Seetal, gegen Norden, so erscheint der Jura als eine mäßig hohe, aber entschieden querstehende Wand. Nur zwischen Kestenberg und Lägern ist eine merkwürdige Lücke: die Höhen des Wülpelsberges, Eitenberges und der Baldegg scheinen abgeschliffen, daß nur die Stümpfe übrig geblieben sind und daß der Blick wenig gehindert zum Tafeljura und Schwarzwald geht. Steigt man die Südflanke etwa der Gislifluh hinan, so erkennt man bald, daß Gesteine des Mesozoikums, vorwiegend Kalke, den Jura aufbauen und daß die Schichten mit einem selbst in die Höhe streben. Die Formen des Juras, so sehr er verwittert und zerstört sein mag, sind also nicht bloße Skulptur-, sondern Strukturformen, durch den Faltenwurf der Erde entstanden.

Auf einem der nördlichen Kettenjuraberge, etwa auf dem Zeihener Homberg stehend, erkennt man – und der Eindruck ist von jener für den Aargau kennzeichnenden «gemilderten Dramatik» –, daß der Jura wie eine Brandung auf den Tafeljura aufläuft. Die Tafeln sind durch die fiederförmig von Norden her eingreifenden Täler zerteilt. Sie steigen schwach gegen Norden an, führen aber doch nicht höher, weil die übrigens ebenfalls mesozoischen Felsen schichten, wie ein Blick gegen den Tiersteinberg beweist, treppenartig abbrechen. Jenseits der Rheintalfurche, die man mehr ahnt als sieht, steigt der Schwarzwald mit den rundlichen Formen seines Ur gesteines empor.

Von jeder Höhe des Mittellandes und des Juras ist der Blick gegen Süden durch die Alpen begrenzt. Diese – ich möchte fast sagen: Aargauer-Alpen – wirken nicht so glänzend und unmittelbar wie von Bern oder Zürich aus, auch nicht gewaltig oder beängstigend, sondern eher Sehnsucht erweckend. Daß sie jedem bei nur geringer «Erhebung» erscheinen, ist für das Gefühl der Einwohner, Schweizer zu sein, sicherlich bedeutungsvoll.

Auf der Linie Brugg–Kaiserstuhl sinken die Tafeln des Tafeljuras ohne scharfe Grenze unter das Mittelland. Viele Brüche kennzeichnen das Gebiet, besonders westlich des Tiersteinberges. Auch dem geologisch nicht Geschulten sind gelegentlich die durch Brüche entstandenen Gräben auffällig. Die Tafel der Mumpferfluh z. B. wird zwischen Stein und Obermumpf durch eine eingesenkte Wiesenzone quer durchbrochen. Auch im östlichen Fricktal findet man Schichtstörungen. So wirkt es im Bilde der Landschaft auffällig, wenn man etwa die fast waagrechte Malmfläche des Geißberges sieht und gleich daneben die schräggestellte Doggerplatte des Rotberges.

Die Täler des Tafeljuras laufen eigentlich widersinnig, indem sie nach Norden sich senken und so die nach Süden fallenden Schichten kreuzen. Wo die gekreuzten Schichten hart sind, verengert sich das Tal; in den weichen Schichten dagegen haben die Bäche Weitungen geschaffen. Der Mensch macht die Landschaft noch deutlicher, indem er die Platten gerodet und für den Getreidebau erschlossen hat, die Steilhänge aber dem Wald überläßt (Abb. 2, S. 16).

Alpen und Schwarzwald, die in etwa 100 km Entfernung einander gegenüberliegen, empfindet man als gewaltige Gegensätze: hier im Schwarzwald sieht man die ruhigen Formen einer gealterten Landschaft; dort ahnt man die Sturzsee übereinandergetürmter, zerbrochener, durch Erosion und Verwitterung zerhackter Schichten eines jugendlichen Gebirges. Der Jura selbst aber als deutliche Vorlandfaltung ist sozusagen die von jener Sturzsee ausgehende Dünung. In der nördlichsten Falte auf der Linie Lomont–les Rangiers–Delsberg–Wisenberg–Linnberg–Habsburg–Lägern sind die Gewölbescheitel aufgebrochen, die Südschenkel schoben sich über die zerquetschten Nordschenkel, die Schichten rissen sich von den entsprechenden Schichten des Tafeljuras los, auf dessen Nordrand sie aufbrandeten: das ist die berühmte Schuppenstruktur der Überschiebungszone, die aber im Aargau auch auf die vorderen Ketten

übergreift. Es herrscht sozusagen der «isoklinale» Stil. Bei der Zusammendrängung der Falten sind auch Muldenkerne emporgedrängt worden: Geißfluh, Wasserfluh, Krinnenfluh sind eigentlich Mulden im Hauptrogenstein; sie warnen uns, die «Falte» als einen geologisch-tektonischen Begriff der «Kette» oder dem Bergzug als einem morphologischen Begriff gleichzusetzen (Abb. 1).

Obwohl sich dies alles mit sehr dramatischen Worten schildern lässt, ist der Aargauer Jura mild und fügt sich harmonisch in das Ganze einer Landschaft, die nur wenige heftige Akzente zeigt.

Gegenüber dem westlichen Jura fällt die Kleinheit der Formen auf. Der eine Aufstieg von Neuchâtel über den Chaumont zum Chasseral und wieder hinunter zur Suze-Schlucht entspricht unge-

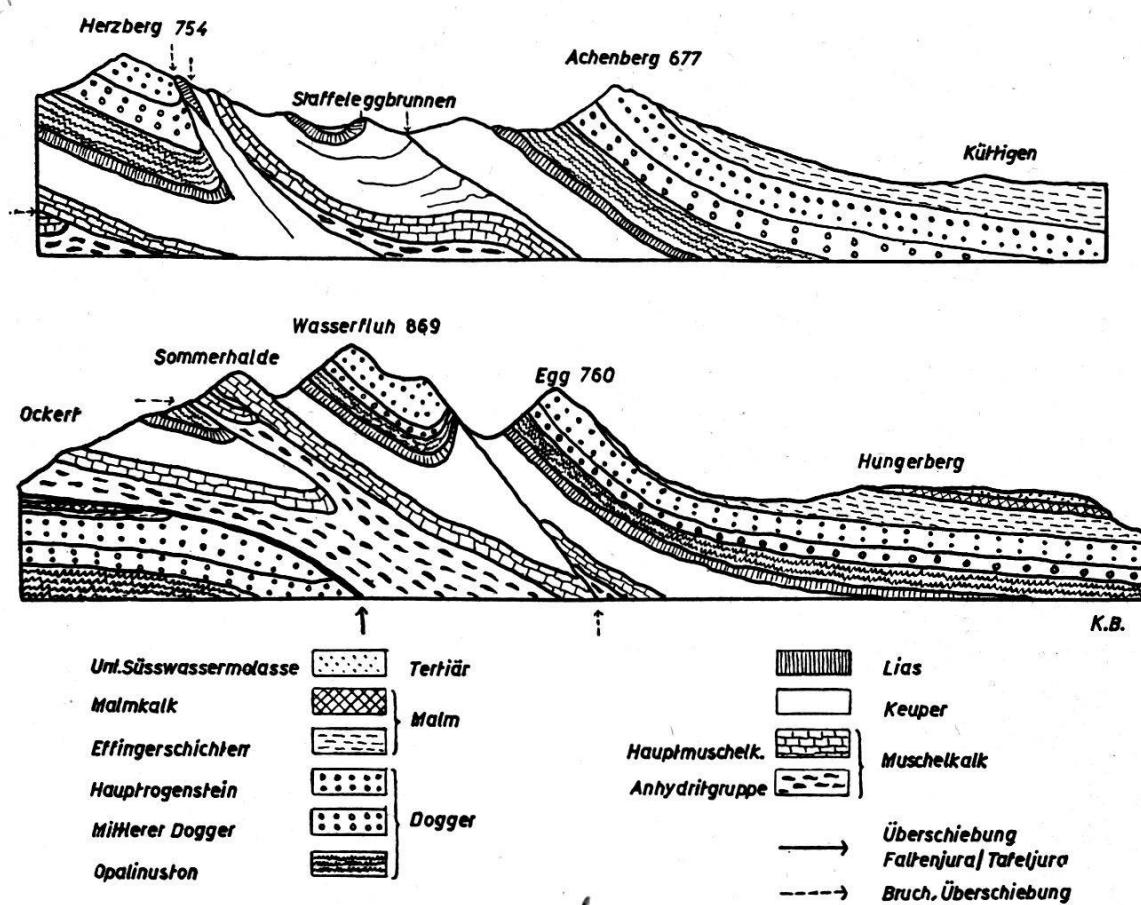


Abb. 1. Achenberg und Egg zeigen den vorherrschenden «Isoklinalstil» der Berge des aargauischen Kettenjuras, d.h. sie bestehen bloß aus dem aufsteigenden und abgebrochenen Teil der südlichen Flanke einer Falte, die durch Überschiebung zerrissen und durch Verwitterung zum größten Teil zerstört worden ist. Wasserfluh und Herzberg sind die übriggebliebenen Muldenkerne einer Falte. Die Überschiebungslinien deuten an, mit welcher Gewalt der Kettenjura gebildet und zum Teil auf den Tafeljura geschoben wurde.

fähr dem Weg von Aarau bis zum Ende der Lägern. Auch die Höhen sind bescheiden. Von der Aare bis zum Gislifluhgipfel sind es knapp 400 m, vom Genfersee zur Crêt de la Neige 1343 m, also zwischen drei- und viermal mehr. Der Achenberg hinter Küttigen, ein vollkommener Berg aargauischen Stils, ist nur 1,2 km lang. Tritt man durch die «Halbklusen» zur Rechten oder Linken, welche zur Staffelegg oder zum Benken führen, sieht man hinter dem Achenberg kein Längstal, sondern einen Querrücken, den «Wolf», dem der Achenberg wie eine Kulisse vorgestellt ist. Oft sind die isoklinalen Berge solche Kulissen.

Die Kammlinie des Juras vom Mittelland betrachtet, die sich allerdings wenig um geologische und geographische Zusammenhänge kümmert, ist von einer wunderbaren Schönheit; besonders jene, die über Bibersteiner Homberg–Gislifluh und Kestenberg läuft. Der Jura klingt in den Lägern aus, die mit der eindrucksvollen Länge von 11 km sich sozusagen der Maße des westlichen Juras wieder erinnern. Die eigentlichen Lägern sind aber auch bloß der Südschenkel eines Gewölbes. Geißberg und Heimbuck bilden die Anti-Lägern. Das Gewölbe dazwischen ist bis auf den Keuper-Gips aufgeschlossen. Aber gegen Regensberg wird die welsche, nicht mehr aargauische gerade Gewölbestellung erreicht, und die Lägern versinken im Zürcher Mittelland als normale Falte.

Die Berge und der tiefere Untergrund unseres Mittellandes werden vom Gestein des Tertiärs, von der unteren Süßwassermolasse, der Meeresmolasse und der oberen Süßwassermolasse, gebildet. Die Schichten der Molasse steigen von Süden nach Norden schwach an. Es besteht also eine höchst auffällige Parallele zwischen Mittelland und Tafeljura. Die geologische Abdachung geht in beiden Fällen von Norden nach Süden, die Bäche aber entwässern gegen Norden. Und wie im Fricktal gegen den Rhein zu immer ältere Schichten zutage treten, unter den jurassischen die triasischen und schließlich darunter sogar die vortriassischen, so treten im Mittelland die älteren Molasseschichten gegen die Aare zu auf.

Die Molasse zeigt nun allerdings nicht die gewaltigen Härteunterschiede der triassischen und jurassischen Schichten, weswegen keine Schichtstufenlandschaft sich ausprägen konnte; doch bildet die etwas härtere Meeresmolasse für die Zeugenberge, in welcher sich die Bergzüge rechts und links des Seetales gegen Lenzburg zu auf-

lösen, eine schützende Decke, so für den Lottenberg, Staufberg, Schloß- und Goffersberg. Und wo härtere Bänke der nach Süden einfallenden Schichten vom Tal geschnitten werden, wie bei Unterkulm die oberste Lage der Meeresmolasse, kann dieses sich fühlbar verengern (Abb. 3, S. 17).

Die Molassesetzen links der Aare bei der aufsteigenden Flanke des Juras gehören natürlich zur unteren Süßwassermolasse: die Straße von Aarau nach Küttigen schneidet beim Stock einen solchen Fetzen an. Aus der in losen Sand zerfallenden «Fels»-Wand ragen gleichsam als Leitfossilien dieser Schicht verhärtete Knauer heraus, riesige Brotlaiben gleich.

Die Molassesandsteine sind merkwürdigerweise nicht rot, was um so verwunderlicher ist, da die begleitenden Mergel häufig recht kräftig gefärbt sind. Wo die grauen oder gelblichen Gesteine in den Dörfern des Mittellandes für alte Häuser oder für Fenstereinfassungen, Gartenmauern, als gewaltige Blöcke auch für kleine Brücken verwendet werden, setzen sie keine farbigen Akzente, sondern fügen sich bescheiden in die zurückhaltende Art der Landschaft, der früheren Dörfer und ihrer Bewohner ein.

Auf die Tertiärzeit folgt das Diluvium mit den vier oder fünf Eiszeiten. Vor der ersten, der Günz-Eiszeit, bildete das schweizerische Mittelland wahrscheinlich eine Ebene, deren Zeugen noch die hohen Ebenen zwischen Suhren- und Wiggertal wären. Darüber lagerten Gletscher und Gletscherbäche der Günz-Eiszeit ihren Schotter ab. Diese sogenannten älteren Deckenschotter finden wir auf dem Rüsler bei Baden, auf den Siggenthaler Höhen, etwa von 550 m über Meer an, auf dem Schneisinger Bowald. In der ersten Zwischeneiszeit gruben sich die Flüsse 40–60 m tiefer ein. Die fluvio-glazialen Schotter der zweiten oder Mindel-Eiszeit findet man daher in tieferen Lagen als jüngeren Deckenschotter; so auf dem Bruggerberg, auf Iberig, Gebenstorfer Horn, auf dem Rotholz bei der Baldegg, auf dem Sulzberg bei Wettingen. Beim Kreuzliberg bei Baden wurde die weiche, mergelige Grundlage dieses jüngeren Deckenschotters herausgespült, so daß der seiner Unterlage beraubte Schotter absackte und in die phantastischen Blöcke des Teufelskellers zerfiel.

In der zweiten Zwischeneiszeit spülten die Flüsse 200–300 m tiefe Täler aus, deren Sohlen 30–60 m tiefer lagen als die heutigen Talsohlen. Diese gewaltigen Rinnen wurden durch einen Schotter

40–90 m hoch über das heutige Talniveau hinaus und mindestens bis zu den Endmoränen der letzten Eiszeit hin aufgefüllt, der nicht oder nur schwach verbacken, aber oberflächlich durch Verwitterung doch schon gelblich verfärbt ist. Ob dieser Hochterrassenschotter einer Endphase der zweiten Zwischeneiszeit oder einer neuen Eiszeit angehört, ist strittig und soll hier nicht untersucht werden.

Der oft mit Lößlehm überzogene Hochterrassenschotter ist später wieder zum großen Teil ausgeräumt und weggeschwemmt worden. Aber er findet sich vielerorts als tiefste Ausfüllung der Täler unter den Schottern, welche die letzte, die Würm-Vergletscherung, gebracht hat, als sogenannter Rinnenschotter. Auch am Rande der Täler, besonders in Buchten, in welche später die Erosion nicht mehr hineingriff, blieb er erhalten und bildet über den Schottern der letzten Eiszeit eine höhere Terrasse, woher auch sein Name röhrt. Bei Holziken und Hirschthal im Suhrental, recht oft auch im Wynental, werden diese Hochterrassen in bequemen Kies-«Gruben» ausgebeutet, die nicht im Grundwasser ersaufen wie die Gruben im Kies der Niederterrasse.

Die Wynna geht zwischen Gränichen und Suhr dem Rande einer Hochterrasse entlang, die schon ziemlich stark verkittet ist, so daß Schotter gelegentlich in mächtigen Blöcken in den Bach hinunterstürzt. Das Trockental Riniken–Rüfenach ist mit Hochterrassenschotter erfüllt. Berühmt ist die wunderbare Hochfläche des Ruckfeldes zwischen Würenlingen und Tegerfelden. Die Hochterrassenschotter bei Reuenthal füllen ein tiefes Tal, durch welches die Aare früher gegen Leibstadt zog, bevor der Riegel bei Koblenz–Felsenau durchsägt war. Der großartigste Überrest ist aber das hohe Möhliner Feld.

Erst nach der Hochterrassenzeit kam die größte Vergletscherung. Die Gipfel des Juras schauten nur noch als bescheidene Felsenköpfe aus der Eisflut. Aber der Vorstoß erlahmte schnell, er vermochte daher nicht die früheren Schotter wegzufegen. Die Gletscher zogen sich zurück, hinterließen aber ihre Grundmoränen als unregelmäßige, mit Lehm vermischt und ziemlich verwitterte Kiesmassen von gekritztem Geschiebe durchspickt. Sie überkleisterten damit unsere höchsten Mittellandberge, den älteren Deckenschotter sogar. Rißschotter haben auch die Talweitung bei Frick aufgefüllt. Als Riedel zwischen Feihalter-Graben und Bruggbach ist jener merk-

würdige Wall zwischen Oberfrick und Frick stehengeblieben, den die Bahnlinie durchschneidet und auf dessen nördlichem Ende, Frick überragend, die Dorfkirche steht.

In der letzten, der Würm-Eiszeit erreichten die Gletscher nicht mehr die Höhe früherer Zeiten. Die vorangegangene Zwischeneiszeit hatte die Täler nicht mehr vertieft, ja nur selten den Grund der mit der Hochterrasse aufgefüllten Talrinne der Mindel-Riß-Zwischeneiszeit überhaupt erreicht. Die fluvioglazialen Schotter vor den Endmoränen füllten auch die Täler nicht mehr bis zur Höhe der Hochterrassenschotter auf. Und doch sind die Wirkungen jener Gletscherzeit für das Bild unserer Landschaft weitaus am wichtigsten: die Schotter, Grundmoränen, Rückzugschotter füllen unsere Täler und bilden die großen Talebenen. Die Endmoränen bei Staffelbach, Zetzwil, Seon, Othmarsingen, Mellingen, Killwangen usw. setzen gewaltige Barrieren hinein. Zusammen mit den Rückzugsmoränen späterer Rückzugstadien kammern sie unsere Mittellandtäler.

Die Endmoräne bei Mellingen ist wohl die größte dieser Art in der ganzen Schweiz. Auf der Westseite der Reuß sind etwa sieben konzentrische und je durch Tälchen getrennte Wälle erkennbar. Eines der Tälchen heißt «die Wiege», was außerordentlich gut für den sanften Muldencharakter paßt. Ähnlich sieht das hübsch geschweifte Kilchtal zwischen zwei Moränenwällen bei Seon aus.

Die Stirnmoränen hängen im Aargau durch Seitenmoränen zusammen, die talaufwärts ziehen und irgendwo den trennenden Rücken überschreiten. Hinter den Seitenmoränen laufen, besonders am Lindenbergt, häufig Bäche längs des Hanges. Gelegentlich durchbrechen sie die Seitenmoränen und schalten plötzlich ein steiles, hangabwärts gerichtetes Stück ein. So der Bach von Bettwil, der rechtwinklig nach Sarmenstorf hinunterbiegt, dann, eine Transfluenzstelle der Gletscher benutzend, ins Bünztal hinunterfließt. Der Bach von Schongau dagegen, der früher offensichtlich nach Sarmenstorf floß und sich mit dem Bettwilerbach vereinigte, biegt bei Fahrwangen um und stürzt durch eine Schlucht in den Hallwilersee hinunter. Ein durch eine Ufermoräne entstandenes Flankental ist auch der Fischgraben bei Berikon.

Zahlreich sind im Aargau Täler, die ihre Breite und Tiefe als Abflußrinnen der eiszeitlichen Gletscher erhielten. Zahlreich sind auch Transfluenzstellen, also Einsattelungen der Höhenzüge, über

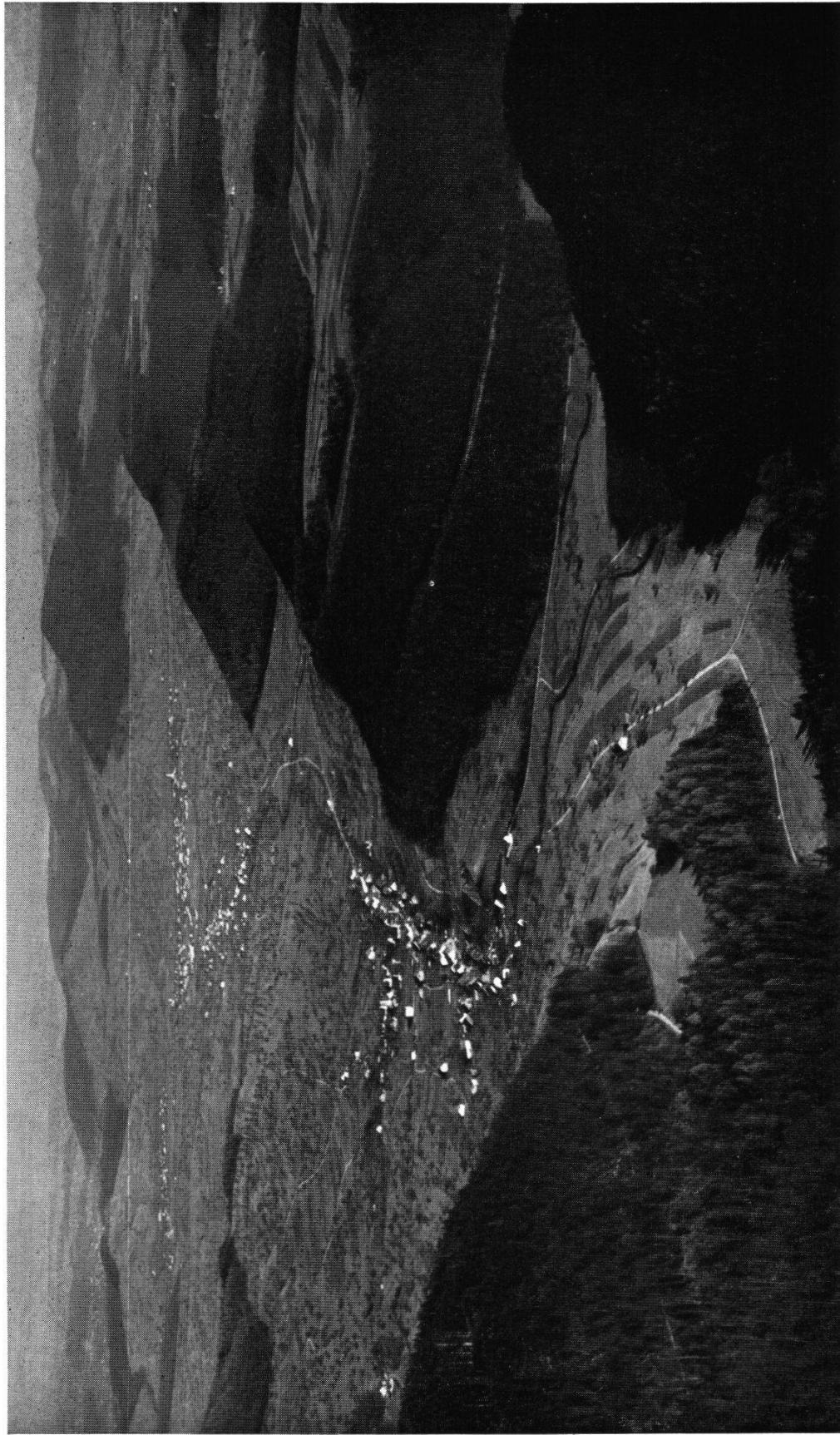
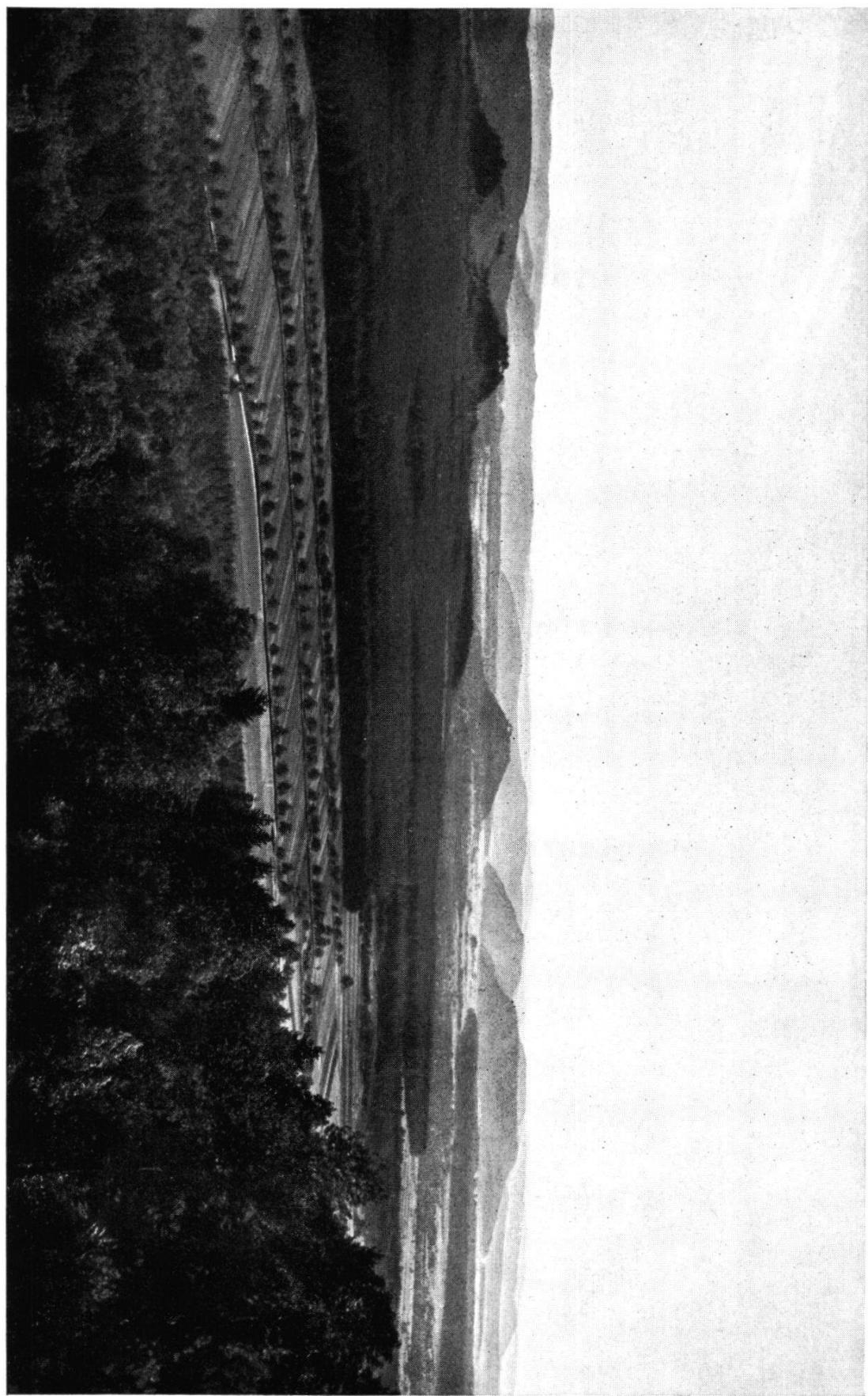


Abb. 2. Tafeljura. Rechts Blick über die entwaldeten, nach Norden steil abbrechenden Tafelflächen von Altenberg, Feuerberg und Kornberg. Links im weiten, von Kirschbäumen übersäten Tal Wittnau (vorn), Gipf-Oberfrick, Frick und (weiter links) Oeschgen. Im Hintergrund die schräggestellten Tafeln von Frickerberg, Schinberg, Geißacker usw. und, mit deutlich erkennbarem Felsabsturz, Geißberg. Ganz links, jenseits des Hügels über Oeschgen, Ortschaften des ansteigenden Schwarzwaldes bei Laufenburg. Swissair-Photo

Abb. 3. Das aargauische Mittelland vom Ostende des Kestenberges aus. Im Vordergrund das unterste Bünztal. Hinter dem Lindwald Goffersberg und Schloßberg von Lenzburg, weiter rechts Staufenberg (mit Kirche), Lottenberg usw., lauter Zeugenberg, die von den Molasserücken getrennt worden sind, die im Hintergrund zwischen den eiszeitlichen Mittellandtälern mit ziemlich gleichbleibenden Höhen nordsüd verlaufen. Photo R. FISCHER, Aarau



welche einst Seitenlappen der Gletscher hinüberdrangen. Das Surbtal diente in der letzten Eiszeit als Abflußrinne für die Schmelzwässer des Wehntal-Lappens des Gletschers, der übrigens auch ins Bachseratal seine Schmelzwässer ergoß. Wahrscheinlich war das ganze Bünztal Abflußrinne für das Reußtal. Zu den Schmelzwassertälern gehören auch das Bonstetten-Birmensdorf-Tal, das Tal von Dättwil nach Baden. Bei Ammerswil könnte der Stadtbach von Lenzburg, der von der Westflanke des Rietberges herkommt, statt nach Lenzburg ebensogut nach Hendschiken hinübergeleitet werden. Der alte West-Ost streichende Talzug Oftringen-Safenwil verdankt seine Entstehung wahrscheinlich Schmelzwässern einer älteren Vergletscherung.

In die Niederterrassen haben sich im allgemeinen seit der letzten Eiszeit nur jene Flüsse tiefere Stufen eingefressen, die von den Alpen kommen und vorher in einem See vom mitgebrachten Schutt entlastet worden sind, also Aare, Reuß, Limmat und Rhein. Die Stufenränder sind die Prallhänge früherer Schlingen des Flusses. Wo die Schlingen sich stark veränderten, wurden breite Talebenen herausgeschnitten, in welche der Fluß in späterer Zeit sich vielleicht nochmals tief einschnitt und sich wiederum einen Talboden schaffte, so daß von der tiefsten Talaue bis zur ursprünglichen Ebene der Niederterrasse drei bis vier Stufen hinaufführen. Wohl den besten Namen für einen solchen Stufenrand besitzt der «Bogenrain» bei Veltheim. In Aarau breiten sich die neuen Quartiere im Gönhardfeld auf der ursprünglichen Höhe, auf der sogenannten Suhrer Terrasse, aus, während Bahnhofstraße und Industrieviertel auf der etwas tieferen Buchser Terrasse liegen. Wer von Aarau nach Rohr spaziert, sieht zur Linken ständig den Steilabfall zur Talaue der Aare. Nur einmal senkt sich vorübergehend die Straße, wo sie die Suhre quert. Das Gefälle zur Aare hinunter hat den Lauf des Baches beschleunigt, so daß er schon von Suhr an sich einzuschneiden beginnt. Diese Erscheinung, daß die Seitenflüsse in der Nähe des tiefen Aarelaufes sich selbst einschneiden, findet man immer wieder: zwischen Lenzhard und Lindwald ist die Aabach-Senke just breit genug, daß ein langgestrecktes Dorf, Niederlenz, darin Platz fand. Zwischen Lindwald und dem Feld von Möriken bildet die Bünz ein entzückendes Auentälchen. Der Weg seinem Rande entlang führt zur Endmoräne bei Othmarsingen, die durch den Damm der Nationalbahn auf fast

natürliche Weise zum völligen Abschluß ergänzt wird. Ein kleiner Straßentunnel führt plötzlich von der Idylle in die überraschende Weite des Bünztales, gleichsam eine aargauisch gemilderte Fassung des Urnerloch-Erlebnisses bietend.

Wo die Würm-Gletscher nicht mehr hinreichten, sind die Bergzüge des aargauischen Mittellandes gänzlich zerfasert. Man betrachte z.B. die Gegend von Gränichen. Seitentälchen folgt auf Seitentälchen, Querrücken auf Querrücken. Es ist eine wahre Kullissenlandschaft. Die oberen Talabschnitte dagegen, oberhalb der Endmoränen der letzten Vergletscherung, wurden durch die Grundmoränen ausgeschliffen, die Sporne wurden abgeschürft, kleinere Unebenheiten mit Schutt ausgefüllt. Seither aber ist so wenig Zeit verflossen, daß die Bäche nur unreife, steile Tobel in die sonst einformigen Hänge hineingerissen haben.

Auffällig ist, wie die Mittellandbergzüge gegen Süden sich erniedrigen und abbrechen. Deswegen wird der Wanderer, der auf deren Rücken gegen Süden strebt, regelmäßig an eine Stelle kommen, wo der Blick gegen die Alpen besonders offen und großartig wird. Zwischen Wigger- und Suhrental ist die Stelle auf dem Kalt und bei Wiliberg außerordentlich «weitsichtig», zwischen Suhren- und Wynental das «Gschweich». Berühmt ist der Reinacher Homberg (oder wie der Cliché-Ausdruck lautet: «der Seetaler Rigi»). In alten Zeiten stand ein «Chuz» dort oben, mit andern Worten: es war dort eine Hochwacht eingerichtet. Der Blick vom Lindenbergt beim Schloß Horben ist ungemein eindrucksvoll, sogar der doch ziemlich niedrige Kapf auf dem Wege von Muri nach Althäusern erstaunt durch seinen freien Alpenblick. Zwischen Reuß und Limmat oder Reppischtal kann man den Hasenberg ob dem Mutscheller oder die Gegend von Lieli oder Islisberg aufsuchen, und immer wird man über den herrlichen Blick erstaunt sein.

Die Flüsse und Seen

Der Aargau ist das Land der großen Flüsse. Diese wechselten früher, als sie noch nicht in Kanäle und hinter Dämme verbannt waren, fast nach jedem Hochwasser ihren Weg. Die Talaue gehörte dem Fluß und war sozusagen ein amphibisches Gebiet. Bei Hoch-

wasser hörte man auch, besonders bei der Aare, wie das Geröll im Flußbett aneinanderschlug. Es wanderte nämlich langsam, aber beharrlich talabwärts, und ein Film, der Jahrtausende zusammengeafft hätte, würde nicht nur einen eiligen Wasserstrom, sondern auch einen gewaltigen Schuttstrom im Aaretal gezeigt haben.

1911 wurde als durchschnittliche Wassermenge beim Zusammenfluß von Aare und Rhein 508 und 425 m³/Sek. angegeben. Wie sich die Wassermenge des Rheins dort, grob gesprochen, etwas mehr als verdoppelt, so hat sich vorher die Wassermenge der Aare durch die Aufnahme von Reuß und Limmat etwas mehr als verdoppelt.

Der schwächste der vier Flüsse ist die Limmat, die bis Dietikon sich wenig eingetieft hat. Nachher allerdings senkt sie sich ein. Bevor sie durch das stadtzürcherische Elektrizitätswerk bei Wettlingen gestaut wurde, sah man sie vom Eisenbahngang aus zwischen Killwangen und Neuenhof wie einen gewaltigen Bergwaldbach in der rauschenden Tiefe. Heute ist sie ein lahmes Gewässer geworden, über dem sich schmutzige Schlieren ausbreiten. Ein- und Ausgang der Badener Klus durchschneidet die Limmat ziemlich tief; aber diese Klus und der in Sandstein eingeschnittene junge Lauf von oberhalb des Klosters Wettingen bis zur Klus geben der Limmat genug zu tun, so daß sie nur wenige schmale Flußauen geschaffen hat. Dort wo jetzt das Elektrizitätswerk die Limmat staut, wuchsen auf dem steilen, sonnigen Prallhang Reben; ebenso unterhalb Baden bei Meerhalden, Talacker usw. Über den Rebenhalden leuchteten im Hochsommer die gelben, für ihre Fruchtbarkeit berühmten Getreideäcker des Wettinger Feldes und der Siggenthaler Terrasse.

Die Reuß benutzt eigentlich ein altes Lorzental. Bis Hermetschwil hat sie sich so wenig eingetieft, daß sie früher recht häufig überschwemmte. 1860 wurde sie zwar von Mühlau bis Hermetschwil korrigiert, aber unzulänglich. Das Schachengebiet von der Ottenbacher Brücke bis Rottenschwil ist Naturschutzgebiet. Dort leuchten im Frühsommer ganze Matten von *Iris sibirica*. Die Lianen des Hopfens, der Waldrebe und der Zaunrebe durchflechten den Auenwald. Erlen und Weiden stehen auf morastigem Grund. Mannshohe Schilfhalme schreiten in stille Wasserflächen hinaus, am Boden wuchert graugrüner, winterharter Schachtelhalm. Wo ein Mischwald entsteht, gesellen sich viele Eichen hinzu. Das geübte Auge er-

kennt nicht nur Wildenten, sondern gelegentlich auch Fasane und Wiedehopfe. Es ist herrlich zu sehen, wenn bei hohem Stand der Reuß die grünen Wasser pfeilschnell zwischen den nur niedrigen Dämmen einherschießen. Allerdings wird man von Mückenschwärmen geplagt, und der Fuß findet den Weg in den Auenwäldern von übergetretenen oder gestauten Wassern häufig versperrt.

Von Hermetschwil an gräbt sich der Fluß in die Tiefe und hat sich mäandrierend breite Auen geschaffen. Die Altstadt von Bremgarten steht zum Teil oben auf der Niederterrasse, zum Teil in der Aue unten, die von einer weiten Reußschlinge umfaßt wird. Prachtvoll wirkt diese Zweistufigkeit und erinnert an alte gestufte Musik oder an die zwei Manuale des Clavicembalos (Abb. 4, S. 32).

Jenseits der Schlinge breitet sich das weite Feld der Fohlenweide aus. Auf der Terrasse der linken Talseite, die vor allem von Moränenmaterial der letzten Eiszeit gebildet wird, liegen Fischbach, Göslikon, Niederwil, Nesselbach. Das Kirchlein von Göslikon steht am Rande. Von seinem Friedhof bietet sich ein schöner Blick hinunter auf die Auenwälder und die Reuß und hinüber zur großzügigen Flanke des Heitersberges.

Nach Mellingen, jenem an den Fluß gepreßten Brückenstädtchen, verengt sich das Tal der Reuß. Beim Birrfeld strömt der Fluß zwischen steilen, waldbesetzten «Halden». Und dann erfolgt der Durchbruch durch die Eitenbergkette, wo man den Fluß noch rauschen hört.

Der Lauf der Aare ist ohne geologischen Rückblick nicht zu verstehen. Die erste Anlage der Klus zwischen Aarburg und Olten ist wohl der Wigger-Pfaffnern zu verdanken. Die Aare aber floß durch das Gäu, das ihr nach seiner Ausdehnung durchaus entspricht, und führte über Wil-Starrkirch nach Dulliken. Heute durchfließt sie die Klus und durchsägt nachher im Bahnhofgebiet von Olten eine vom Mahrenkopf herunterkommende Felsenplatte, die im Hardwald einsinkt. Und nochmals, von Schönenwerd bis Aarau, durchbricht sie den Jura in einer Art Klus. Die Kirche oder früher das Schloß von Niedergösgen links und die alte Kirche von Schönenwerd rechts betonen den Kluseingang. In der sogenannten Heimwehfluh fallen die Felsen jäh gegen das heutige Aaretal ab. Dann senkt sich ihr Bogen gegen Aarau, dessen Altstadt auf dem plötzlich abbrechenden Felsen steht, der den Klusausgang rechts zur Hälfte versperrt.

Es gab einmal eine Zeit, da der Felsenkopf noch mit dem Hungerberg links der Aare verbunden war und der Fluß zwischen Altstadt und Vorstadt durchging. Jene alte Lücke wurde von den Schottern der Hoch- und der Niederterrasse ausgefüllt, und die Aare fraß sich einen neuen Weg zwischen Altstadt und Hungerberg durch. Die alten Aarauer jedoch fanden den früheren Lauf und hoben in ihm mit leichter Mühe den Stadtgraben aus; das war sozusagen ein mittelalterlicher Beitrag an die heute Wehrgeologie genannte Wissenschaft.

Nach Aarau wird die Aare wieder zum Jura-Randfluß bis Wildegg, wo sie sozusagen im Ellbogen herumbiegt und ihren West-Ost-Lauf bis Villnachern in einen Süd-Nord-Lauf verwandelt. Sie durchbricht die auslaufende Kestenbergfalte und bei Schinznach-Bad die Brandungsfalte, welche Wülpelsberg, Eitenberg, die Höhe von Baldegg und schließlich die Lägern bildet, bevor auch sie verebbt.

Das Aare-Quertal nach Wildegg ist nicht, wie man erwarten möchte, eine langgestreckte Klus mit drohenden Felswänden und Engstellen, sondern ein ziemlich breites Band einer Flußlandschaft, gleichsam ein Stück in den Jura verpflanztes Mittelland. Das Schenkenbergertal erscheint daher wie ein zum Mittelland offenes, leicht zugängliches Tal. Es ist ein Isoklinatal; das Gehänge der rechten Seite steigt über feuchtgrüne Wiesen und Wälder zum steilen Schichtkopf der Gislifluh empor. Das Wasser sammelt sich in weiten Trichtern und sucht sich durch enge Tobel den Weg ins Tal. Auf der linken Talseite steigen die Felsenschichten bald als nackte Plattenschüsse, bald mitdürftiger Ackerkrume bekleidet in die Höhe.

Die Schächen im Durchbruchstal der Aare gehörten bis vor kurzem zu dem am wenigsten berührten Teil der Aarelandschaft. Auenwälder standen dort; auf magern, zeitweilig sehr trockenen Kiesbänken wuchsen Föhrenwäldchen. Aus ihrem Unterwuchse leuchteten die orangegelben Fruchtkügelchen des selten gewordenen Sanddorns.

Über den Kestenberg- und Wülpelsberg-Durchbruch sind die Akten noch nicht geschlossen. Vielleicht floß die Aare einst um den Kestenberg herum und schuf sich das Hausenertal. Sicherlich nahm sie einmal nach dem Kestenberg-Durchbruch den Weg rechts um den Wülpelsberg herum. Zur Zeit der tiefsten Erosion floß sie hinter

dem Bruggerberg, einer Art Umlaufberg, bei Riniken durch, während Reuß und Limmat den Durchgang bei Rein offenhielten. Wandert man auf der Hochterrasse von Riniken gegen Umiken, dann bricht das Trockental plötzlich gegen das tiefe heutige Aaretal ab, genau wie das Trockental von Menznau, das frühere Wiggertal, bei Wolhusen zum viel tieferen Tal der kleinen Emme abbricht, die doch einstmals ihren Oberlauf gebildet hatte.

Zu jener Zeit wird die Aare bis gegen Endingen hinüber ausgeschwungen haben und wieder zurück über Reuenthal nach Leibstadt. Jetzt ist dieser letzte Teil des ehemaligen Laufes durch Hochterrasse zugeschüttet und der Muschelkalkberg nördlich Reuenthal sozusagen landfest geworden. Im Talwinkel gegen Endingen aber hat sich die nachherige Ausfüllung mit Hochterrassenschotter großartig im hochgelegenen, eigenartigen Ruckfeld erhalten. Heute fließt die Aare gegen Koblenz und vereinigt sich schon dort mit dem Rhein. Wahrscheinlich ist durch einen Mäander des Rheins in der letzten Zwischeneiszeit der Muschelkalkriegel bei Felsenau-Koblenz durchstoßen worden.

Die geographisch und geschichtlich bedeutsamste Stelle des Aarelaufes ist der sonderbare Cañon bei Brugg, wo der Fluß zwischen die Kinnbacken der harten Wangenerschicht des Malms geriet. Die von Niederterrassen- und in der Tiefe wohl auch von Hochterrassenschotter gefüllte alte Talrinne geht in der Bahnhofgegend durch und führt immer noch den Grundwasserstrom. Nach der letzten Eiszeit grub sich die hin- und herpendelnde Aare an einer Stelle ein, wo sie nach kurzer Zeit auf Felsen geriet. Sie schnitt sich ein und blieb gefangen.

Die Aare hat sich bis in die neueste Zeit auf ihrem ganzen Lauf tiefer eingegraben, und erst wo man sie für die Elektrizitätswerke staut, wird sie praktisch nicht mehr erodieren. Man muß das gut beachten, wenn man die zahlreichen Marken früherer Höchststände richtig beurteilen will. Der mittlere Wasserstand war wohl 2 m höher, als im November 1651 die Aare im Schachen bei Aarau von Berg zu Berg wie ein See sich dehnte, als keine Zäune, nur noch Bäume herausragten. HANS-ULRICH FISCH zeichnete 1671 auf seinem wundervollen *Abriß der Stadt Aarau* die Bäume der Obstgärten im Schachen je auf einer viereckig umfaßten Erhöhung, gleichsam auf einer Warf.

Die Landschaft, wo sich die Aare, Reuß und Limmat treffen, ist von verhaltener Großartigkeit. Vereinigt durchströmen diese Flüsse zwischen Felsenterrasse von Rhein und aufsteigender Flexur der Rhyfluß die Enge, die man das Wassertor der Schweiz nennen mag. Die stattliche Weitung gleich nach dem Tor, der Blick gegen den ganz anders gearteten Schwarzwald erwecken eine Ahnung von andern Ländern und spannen die Erwartung auf die Begegnung mit dem Rhein (Abb. 5).

Was man aber immer wieder betonen muß: die drei Flüsse haben vorher jeder für sich den Kettenjura durchbrochen. Die Aare, wie schon erwähnt, die Kestenbergfalte bei Wildegg und nachher die Brandungsfalte bei Schinznach-Bad. Diese letzte, längste Falte wird aber noch gleich dreimal durchbrochen: im Hausenertälchen, im Reußtal unterhalb Mülligen, im Limmattal bei Baden. Die Brandungskette ist vom Wülpelsberg bis zur Baldegg abgeschliffen, erniedrigt, und bildet gar nicht juramäßige Bergformen. Und erst in den stolz aufstrebenden Lägern, dem Südschenkel ihrer Antiklinale, zeigt sich wieder der isoklinale Schneidezahntypus der aargauischen Juraberge. Schon zur Zeit der Deckenschotter muß zwischen Gisli-fluh und Lägern diese 14 km breite Lücke für die Flüsse der Schweiz bestanden haben, sozusagen eine Urklus. Dabei sollte just an dieser Stelle dem Bauplan nach die Brandungskette besonders hoch ansteigen.

Der Rhein gehört auch zu jenen Flüssen, die ihren früheren Lauf vielfach verfehlt haben, als sie nach der letzten Eiszeit sich wieder in die Kiesebenen eingruben. Im Koblenzer Laufen strömt er über eine nach unten abgetreppte Muschelkalkschwelle. Diese *summa rapida* der Römer besaß im Mittelalter große Bedeutung: rhein-aufwärts war sie nicht passierbar, weswegen die Kaufleute, welche die Aare hinunterfuhren, bei Klingnau ihre Schiffe verließen und erleichterten und den Messeort Zurzach über den Achenberg erreichten. Rheinabwärts fahrende Schiffe hingegen mußten durch die besonders erfahrenen Mitglieder der «Städler», einer Schiffsgilde von Koblenz, über die gefährliche Stelle geleitet werden.

Großartiger war der Laufen bei Laufenburg, wo der Rhein den rotbräunlichen, glimmerreichen Schwarzwaldgneis durchschneidet. Das Urtal, mit Hochterrassenschotter, Moränen der größten Ver-gletscherung und schließlich mit Niederterrassenschotter über-

deckt, liegt in der Bahnhofsgegend des Städtchens. Die Kiese Ebene nach der letzten Eiszeit muß breit und hoch gewesen sein, wahrscheinlich aber ragte der Schloßberg als eine kleine Felseninsel über die neuen Schotter empor. Der Rhein floß rechts davon durch, geriet auf den Felsen und fraß sich durch rückwärtsschreitende Erosion eine etwa 1300 m lange und 75 m breite Schlucht hinein.

Das Rheintal zeigt bis unterhalb Säckingen trotz erdgeschichtlicher Verwandschaft große Gegensätze in der Landschaft links und rechts des Stromes: links steigen die bewaldeten Steilhänge des Muschelkalkes auf, die Taleingänge sind eng und lassen die Weitungen höher oben nicht ahnen. Rechts wölbt sich allmählich und sanft der Schwarzwald empor. Man vermutet kaum, daß immerhin mancher Bach den Grund einer tief eingeschnittenen Klamm durchwirbelt (Abb. 6).

Bei Möhlin wird ein zwischeneiszeitliches Rheintal durch den Hochterrassenschotter verdeckt. Der Strom weicht 5 km nach Norden aus. Die Straße, welche die Ausweichung nicht mitmacht, muß die Hochterrasse und die daraufgelagerte Moräne der größten Eiszeit in einer Steigung von 75 m überwinden. Die Eisenbahn hingegen läuft in einem 3 km langen und bis 15 m tiefen Einschnitt, einer für den aussichtsgierigen Reisenden recht langweiligen Strecke. Der Rhein gerät bei Wallbach auf das Rotliegende. Bei Ober- und Niederschwörstadt, im Gwild und Höllhaken bei Rheinfelden schneidet er die Hauptmuschelkalke an. Nachher fließt er bis Kaiseraugst im Buntsandstein. Während die Aare oft überschwemmte, weiß man von keiner Katastrophe am Rhein (hie und da drang zwar das Wasser in eine Hauptgasse Rheinfeldens). Er hat sein Bett in historischen Zeiten recht wenig verlegt. Nicht einmal an Prallstellen ist es ihm gelungen, die an deren Rand geschobenen Wachttürme der Römer zu untergraben.

Wigger, Suhre, Aa, Bünz (auch die Glatt und die Murg bei Frauenfeld) laufen in Tälern, die sicher einmal bedeutendere, bis in die Alpen reichende Flüsse besaßen. Sie stehen von jenen Zeiten her gegen oben offen und zeigen eine gewisse Großzügigkeit, die im Widerspruch zum ziemlich kargen Bach steht, der sie jetzt durchfließt. Besonders auffällig ist es, wie gewissermaßen durch einen Rochade-Zug der Natur alle Wasser vom Entlebuch, dem früheren Oberlauf der Wigger, bis zum Zugersee in das eine Gewässer, die

Reuß, zu fließen gezwungen wurden. Dadurch ist eine Besonderheit gerade des aargauischen Mittellandes geschaffen worden, die von den ausweitenden Gletschern der Eiszeiten nur unterstrichen wurde.

Bloß Pfaffnern, Ürke, Ruederchen, also kleine Seitenbäche, besitzen einen richtigen Talhintergrund. Das Wynatal hingegen, das nie einen bis zu den Alpen reichenden Fluß besaß, läuft doch merkwürdig offen und frei oberhalb Beromünster aus. Das bei Würenlos endende Furtbachtal, das fast schwellenlos ins östliche Wehntal übergehende Surbtal und sogar das bei Kaiserstuhl mündende Bachsertal als Abflußrinnen von Gletscherlappen, sind ebenfalls ohne die gewohnten Hintergehänge.

Fast in allen Mittellandtälern pendelten vor der Korrektion die Bäche hin und her, ohne Kraft für die Tiefenerosion. Oft überschwemmten sie, vielerorts herrschten Sümpfe. Nur die Moränenkränze schufen Hindernisse und damit Gefälle; auch die Notwendigkeit, das tiefere Niveau der Aare zu erreichen. Bei den Moränen durchbrüchen findet man die alten, berühmten Mühlen: so bei Staffelbach; die obere Mühle im luzernischen Ermensee; die Schloßmühle bei Seengen; die obere Mühle und die Sigismühle bei Seon. Die Aarauer-Mühle in Suhr steht dort, wo das Gefälle der Aare sich bemerkbar zu machen beginnt; die Tieffurt-Mühle bei Dottikon ist schon in einer kleinen Talaue der Bünz gelegen.

Der einzige einigermaßen bedeutsame aargauische Zufluß des Rheins – von der Aare abgesehen – ist die Sisseln, die sich gegen ihre Mündung schon eine ziemlich weite Talaue geschaffen hat, in die sie ihre anmutigen Windungen legt (Abb. 6).

Einen besonderen Schmuck der aargauischen Landschaft bedeutet der Hallwilersee. Er liegt 452 m über Meer, ist 8,5 km lang, besitzt 1,5 km größte Breite. Seine Fläche beträgt $10,29 \text{ km}^2$, wovon $8,7 \text{ km}^2$ im Aargau liegen. Seine größte Tiefe mißt nur 48 m. Er gehört damit in die Reihe jener flachen Becken, wie Murtensee (46 m) und Untersee (44 m). Die mittlere Tiefe ist sogar nur 20,62 m; der Inhalt beträgt um die 215000000 m^3 .

Schaut man vom Eichberg südwärts in die sehr flache Mulde des Seetales, so erscheinen Hallwilersee und Baldeggersee bei gewissem Licht nur wie zwei riesige, in den Talboden eingelegte Spiegelglasscherben. Und der Eindruck ist insofern richtig, als die Tiefe der beiden Seen (auch des tieferen Baldeggersees) im Vergleich mit den

Ausmaßen des Tales ganz unbedeutend ist. Man würde die geleerten Becken nur mit einiger Mühe als solche in der Landschaft auffassen. Trotzdem schafft die Erklärung ihrer Entstehung gewisse Schwierigkeiten, die aber hier nicht erörtert werden mögen (Abb. 7, S. 33).

Der Hallwilersee ist von einer eigenartig schlichten und doch nicht idyllisch kleinlichen Schönheit. Sie beruht nicht auf einer besonders abwechlungsreichen Ufergestaltung. Es schauen auch nicht auffallende, großartige Berge in die Landschaft hinein, es schmiegen sich keine malerischen Dörfer in stille Buchten; die Schönheit ist mehr in der Harmonie der Landschaft begründet, in der Übereinstimmung der Seeform mit dem langgestreckten Tal, mit den gleichlaufenden Linien des weithingezogenen Lindenberges. Inmitten einer dicht besiedelten Gegend liegen doch seine Ufer weit ab von den Dörfern, die hoch an den Hängen auf Seitenmoränen und Terrassenleisten sich finden. Der Blick läuft frei talaufwärts zu den Voralpen und Alpen, die aber gewöhnlich nicht in hartem, scharfem Umriß erscheinen, sondern sich leicht über dunstiger Ferne erheben. Talabwärts schließt die milde, niedrige Linie des Juras den Blick und lässt die weite Welt dahinter ahnen. In den seitlichen Hängen sind für die kleinen Bäche zwar scharfe Kerben eingeritzt, die aber von Wäldchen verhüllt sind. Kein bedeutendes Seitental öffnet sich und beeinträchtigt den einheitlichen Zug der Landschaft.

Im einzelnen und näher betrachtet ist nun allerdings die Schönheit des Sees sehr gestört. Zu lange hat man es zugelassen, daß zum Teil recht häßliche Weekend-Häuser seinem Ufer entlang gebaut wurden. An Sonntagen kommen im Sommer besonders Leute von Basel und Zürich zu Tausenden in ihren Automobilen und baden in solchen Massen, daß die Angabe der Uferlänge, 18,5 km, ähnlich wie die Angabe der Quailänge in einer Hafenstadt, eine gewisse reelle Bedeutung erhält. Aber auch der Silberblick des Sees ist getrübt, denn die Abwässer der umliegenden bevölkerungs- und industriereichen Ortschaften beschmutzen das Wasser. Die verwesenden Substanzen verbrauchen den Sauerstoff, daß in der Tiefe der Gehalt in einer für die Fische verhängnisvollen Weise abnimmt. Das pflanzliche Wachstum andererseits wird durch die Schmutzdüngung angeregt, die Burgunderblutalge vermehrt sich in ekelerregender Weise. Sie bildet im Vorfrühling oft dicke, violett-rötliche Kahmhäute in den Buchten, während im freien See das Wasser wie eine Suppe

aussieht und man das Gefühl erhält, man könnte mit einem feinen Sieb Algenpapier herausfischen. Man vergißt leicht, daß der See 200 Millionen m³ Wasser enthält, während der Aabach im Jahr nur etwa 75 Millionen m³ wegführt, daß also Füllung oder Leerung des Beckens rein rechnerisch betrachtet gegen drei Jahre brauchte.

Der Aargau besitzt noch einen See ganz zu eigen, den zwar nur 320 m langen und 100 m breiten, aber immerhin 10 m tiefen Egelsee am Osthang des Heitersberges. Wer die Karte 1:25000 studiert, wird den Heitersberg als einen typischen Mittellandberg erkennen: langgestreckt, mäßig ansteigend; zuoberst, wo der Untergrund von älterem Deckenschotter und darübergelagertem Moränenschutt der größten Eiszeit bedeckt wird, mit Wald bekleidet. Aber es wird ihm auffallen, daß sich die Kuppe nicht länglich-rundlich schließt, sondern in einer nordsüdlich verlaufenden, etwa 2,5 km langen Linie scharf abbricht. Auch der Wanderer, der etwa von der Wirtschaft Hasenberg kommend an diesen scharfen, zum Teil immer noch frischen Abriß gelangt, ist erstaunt über diesen dramatischen Akzent in der Landschaft. Nur langsam ansteigend und absteigend marschiert er am Rande dieses Abrisses, der ihm herrliche Ausblicke gegen Zürich hin eröffnet, die um so eindrücklicher wirken, als jene Stadtlandschaft im ausgesprochenen Gegensatz zu dem steht, was sein Blick in der nächsten Nähe, in der Tiefe, sieht: das Gelände zwischen Waldhof, Schönenberg, Kindhausen und dem einsamen, waldumschlossenen Bollenhof zeigt einen unregelmäßigen Wechsel von kleinen, langgestreckten, zum Teil versumpften Tälchen und zerschnittenen, in runde Hügel aufgelösten Gräten. Es sind Hügel aus Molasse mit Rißmoränen überdeckt, zum Teil tragen sie die löcherige Nagelfluh des älteren Deckenschotters. Offenbar handelt es sich um ein Sturz- und Rutschgelände, und wir wandern am Rande des Abrisses. Der Egelsee aber ist der letzte, noch nicht verlandete Rest eines einst dreimal längeren Sees, der sich in einem abflußlosen Nackentälchen stauen konnte, das sich zwischen der großen Abrißwunde und dem nächstgelegenen und zugleich größten Wall von Sturzmateriel gebildet hat. Sonntags muß der See die Bade- und Nacktheitsnotdurft der städtischen Bevölkerung befriedigen, wochentags ruht er in geheimnisvoller Stille, von verschwiegenen Fischschwärm durchflirrt; gelegentlich furcht sogar eine Ringelnatter durch die sonst ungebrochen spiegelnde Oberfläche.

Was die Flüsse in neuester Zeit an Bedeutung für Schiffahrt und Fischerei verloren haben, gewinnen sie, an Geldwert gemessen, hundertfach durch die Elektrizitätserzeugung. Anstelle der lebendigen, im wahrsten Sinne des Wortes hinreißenden Kraft des Flusses, der früher die Schiffe oft pfeilschnell mit sich trug, tritt die dumpfe, unsichtbare Wucht des in der Turbine hinunterfallenden Wassers. Auf den gestauten Strecken verschmutzen kahmartige Bildungen die Oberfläche. An heißen Sommertagen steigt Gestank auf, die überreichlich entwickelten Wasserpflanzen flottieren in häßlichen Fetzen zerrissen träge abwärts, sozusagen ein Sargasso-Meer im kleinsten bildend.

Während man aber für die Elektrizitätswerke hauptsächlich unsere größeren Flüsse ausnutzt, klapperte dagegen früher am kleinsten und unregelmäßig fließenden Bächlein eine Mühle, knirschte die Säge oder stampfte die Öhle. Viele Dörfer, wie Boswil, wären ohne Bach kaum zu verstehen: der Wannenbach treibt dort eine Mühle, eine Säge und wieder eine Mühle. Natürlich suchten diese Betriebe die gefällsreichsten Strecken auf, die oft im «stillen Grunde» abseits des Dorfes lagen; man denke an die «Heuelmühli» (Eulenmühle) hinter Hunzenschwil. Diese Mühlen setzten zu einer Zeit, da die Landschaft noch nicht so übermäßig besiedelt war, einen freundlichen, menschlichen Akzent in einsame Gegenden. Sogar Fabriken wurden in der ersten Zeit an ähnlichen Stellen gebaut, z.B. die «Papiermühle» hinter Küttigen, wo der Fischbach die Brunnenberg – Achenberg-Kette durchbricht und wo auf einer Strecke von 300 m ein über haushohes Gefälle erzielt und bis vor wenigen Jahren ausgenutzt wurde. Die Unregelmäßigkeit der Wasserführung zwang die Mühlen- und Fabrikbesitzer oft, große Teiche anzulegen, die ebenso Kennzeichen vieler kleiner Täler wurden. Man denke an den Teich (früher waren es vier) im Mühletal bei Zofingen; oder an den fast einem langgestreckten Seelein gleichenden und mit einem Kahn befahrbaren Teich im engen Jonatal hinter Jonen.

Klima, Boden, Landschaft

Der Aargau ist, wie der größte Teil der Schweiz, ein grünes Land, d.h. es fällt genug Regen, daß auch im Sommer die meist lückenlos den Boden deckende Pflanzenwelt ihre Grünheit und Frische bei-

behält. Der Kettenjura empfängt seiner Massenerhebung entsprechend am meisten Niederschläge, Tafel- und Kettenjura sind aber zu unbedeutend, die Täler und die Berge sind zu kleinlich und zu eng ineinandergefügt, als daß man den Regenstau der Höhen und die Schirmwirkung auf die abgeschlossenen Täler stark spürte. Fast überall beträgt andererseits die jährliche durchschnittliche Regenmenge unter 120 cm, der Aargau liegt also in der Getreidezone.

Eines muß man im aargauischen Mittelland und vor allem in den Tälern der großen Flüsse erwarten: eine ziemlich hohe Zahl von Nebeltagen. Wer an einem windstillen, schönen Novembermorgen auf die Wasserfluh steigt, sieht gewöhnlich ein gewaltiges Nebelmeer, aus dem die Hügelrücken des Mittellandes nur wie langgestreckte, niedrige, oft überspülte Inseln ragen. Gegen Norden gewendet blickt man dagegen auf das sonnige, immer noch in den warmen Farben des sterbenden Herbstes leuchtende Gebiet des Tafeljuras; und nur wo der Schwarzwald aufsteigt, entdeckt man den gewöhnlich etwas leichteren Nebel in der Rheintalfurche. Mit steigender Sonne heben sich die Nebelströme, zerfasern, werden leicht, ja unwirklich, und plötzlich glitzert die Aare durch – aber nicht immer: Die wasserübersättigte Luft des Mittellandes bildet oft wochenlang andauernde, bedrückende Nebel. Siebzig, achtzig, ja neunzig Nebeltage zählt man im Jahresdurchschnitt, im Fricktal und Baselland kaum zwanzig bis dreißig. Das ist der Zoll, den das aargauische Mittelland dafür entrichtet, daß sich in ihm so viele Täler und Gewässer sammeln (Abb. 8, S. 48).

Der Aargau war ursprünglich wie das schweizerische Mittelland und der Jura überhaupt im wesentlichen von Wald bedeckt. Jeder Blick überzeugt uns, daß die freien Flächen durch Rodung entstanden sind.

Wo Feld und Wald zusammenstoßen, ist es immer das Feld, das eine logisch verständliche Form besitzt, wogegen die Waldfläche auf der Karte einem Papier gleicht, aus dem Figuren herausgeschnitten worden sind. Die Umrisse des Waldes sind nur dort natürlich, wo er in feuchten Schächen oder in unfruchtbaren, schattigen oder allzu steilen Hängen übriggeblieben ist. Er verhüllt wunderbar manches landschaftlich armselige Gelände. Man hat oft versucht, den Waldboden für den Ackerbau mindestens eine Zeitlang auszunutzen. Man rodete an vielen Stellen, wo nach ein paar

guten Ernten der schon erschöpfte Boden dem anspruchslosen Wald zurückgegeben werden mußte. Lange Wälle von Lesesteinen mitten im Jurawald verraten gelegentlich die früheren Grenzen der offenen Flur. Auf dem Geißberg wurde z. B. 1525 der Wald in «fruchtbären-des» Land verwandelt. Noch ist der Wald auf jener hohen, zerlappten Malmkalkplatte durchwegs Privateigentum und zeigt eine Einteilung der Waldparzellen, wie man sie sonst nur auf der mittelalterlichen Gewannflur findet.

Von den 1403 km² Fläche des Kantons sind 1328 km² oder 94,6 % produktiv; 450 km² davon sind Wald, 878 km² landwirtschaftlich benutztes Gelände. Fruchtbar sind die meisten diluvialen Böden; Hochterrasse und Deckenschotter besonders dann, wenn sie von Löß oder doch Lehm überdeckt sind. Nur die tiefste Stufe der Niederterrasse, welche von den Flüssen erst in jüngster Zeit herausgeschnitten wurde, ist gelegentlich noch zu frisch und unverwittert und daher unfruchtbar. Die diluvialen Schotter, als Geschenk der Alpen von den scheinbar nur todbringenden Gletschern hergebracht, bedeuten also für unser Mittelland das Leben. Die sandigen und mergeligen Böden der Sandsteinhänge dagegen sind häufig wenig ergiebig und daher dem Wald überlassen.

Eine ganze Musterkarte verschiedener landwirtschaftlicher Nutzbarkeit findet man im Ketten- und Tafeljura je nach dem darunter liegenden Gestein. Die harten Schichten geben gewöhnlich trockene und wenig tiefgründige, die Mergel schwere, lehmige, manchmal auch kalkarme, aber sonst nährsalzreiche Böden, die gern für Wiesen und Obstbäume benutzt werden. An Schattenhängen können sie zu schwer sein und müssen dann durch «Marchelung», d. h. durch Bestreuen mit Kalkschutt oder Mergel aus den Nietgruben leichter gemacht werden. Das Getreide, das im Mittelland hauptsächlich auf den trockenen Niederterrassenstufen gepflanzt wurde und noch wird, suchte auch im Tafeljura die trockeneren Stellen auf, und das sind die Tafelflächen. In den feuchteren Talsohlen dagegen breiten sich die Wiesen aus, mehr oder weniger von Obstbäumen überschattet. Wir haben sozusagen eine verkehrte Welt vor uns, die um so auffälliger wirkt, weil die Wiesen und die weitentfernten Getreideäcker gewöhnlich durch den Wald getrennt sind, der die Steilhänge, besonders auf der Schattenseite, bedeckt. Oft brechen die Hochflächen mit felsigen Kanten ab, die aber vom Wald verhüllt

werden. Dieser ist häufig recht urtümlich: in schattigen Krächen wuchern Farne; an lichteren Stellen duftet im Frühling der Seidelbast, und unermüdlich zwitschernd schlüpft der Zaunkönig in die Gebüsche.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts herrschte im Aargau wie anderswo die Dreizelgenwirtschaft. Mit ihrer Brach-, Stoppel- und Waldweide, mit der ungedüngten Allmend und den wenigen Wiesen besaß sie natürlich nur eine schmale Futterbasis für die Viehhaltung. Die Getreidewirtschaft zu jener Zeit gestattete daher nur die Haltung von erstaunlich wenig Milchvieh, eher noch von Zugvieh, also Ochsen statt Kühen. Bis etwa 1850 dauerte die Umwandlung der Dreizelgenwirtschaft. Aber damit wurde nicht etwa ein neuer Beharrungszustand erreicht, sondern es folgte eine Zeit noch viel größerer, ja zum Teil tragischer Umwandlungen: Um 1860 hörte allmählich der Entfernungsschutz für die Landwirtschaft auf, weil die Eisenbahnen kamen. In den siebziger und achtziger Jahren gingen die Bauern vom Ackerbau zur vorwiegenden Viehzucht über. 1916 konnte HEUBERGER schreiben: «So ist heute das Freiamt, die vormalige Kornkammer, ein Hirtenland, das nicht einmal mehr genug Getreide für den Stallstreu hervorbringt.» Seither ist diese Entwicklung allerdings etwas abgebremst, ja zurückgetrieben worden, weil Kriegsvorbereitung und Kriegswirtschaft es verlangten.

Die Bauernbevölkerung, die im Aargau 1888 ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachte, bildete 1951 kaum mehr ein Fünftel; innerhalb eines Menschenlebens hat sich in den so friedlich wirkenden Bauerndörfern eine stille Revolution abgespielt.

Weil der Aargau das Land der vielen, aber kleinen Städte und der dezentralisierten Industrie ist, besitzen wir eine Vermengung landwirtschaftlicher und industrieller Bevölkerung in den Dörfern, die viel ausgesprochener als in der übrigen Schweiz ist. Es gibt ganze Ortschaften, die äußerlich noch durchaus als Bauerndörfer erscheinen, wo fast kein einziger voller landwirtschaftlicher Betrieb vorhanden ist. Viele Bauerngüter sind im Grunde genommen nur «Nebenerwerbssiedlungen». Diese Besonderheit des Aargaus verschwindet aber langsam. Die Fabrikarbeit beansprucht immer mehr den ganzen Menschen. Sie wird auch besser als früher bezahlt; die Landwirtschaft, nur auf kleinem Grund und im Nebenberuf betrieben, verliert ihre Konkurrenzfähigkeit.

Im heutigen Bild der Landschaft ist der Obstbau außerordentlich wichtig. Der Baumgarten oder «Bungert» umgibt das Haus und zaubert jenen Anblick der in den Obsthainen fast verborgenen Dörfer hin. Erst in neuerer Zeit, da der Obstbau vielerorts im Range gestiegen ist und nicht mehr bloß der bäuerlichen Selbstversorgung und vielleicht auch der Versorgung der Nachbarn dient (unter die «Nachbarn» dürfen auch die Bürger der nächsten kleinen Stadt gezählt werden), sind die Obstbäume weiter ins Land hinausgetreten und bedecken z. B. in den Kirschbaumgegenden des Fricktals ganze Hänge.

Man ist sich kaum bewußt, welche besondern Schönheiten durch die Obstbäume hervorgezaubert werden. Überströmende Seligkeit erfüllt unsere Landschaft, vor allem in den Kirschengegenden, wenn die Bäume blühen. Die Tropen, die für uns der Inbegriff einer unerhört üppigen Natur sind, kennen eine ähnliche Erscheinung kaum. Und wiederum fehlt den Tropen fast gänzlich die Farbe unseres Herbstes, wenn sich die Blätter verfärbten und sich die Obstbäume sozusagen zu Tode verblühen. Eine ebenso herrliche Erscheinung sind die Rebberge. In guten Herbsten glaubt man ein Bild und Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Glückes zu sehen. In Wirklichkeit bereiten sie manchen Kummer; denn wie mühevoll ist die Arbeit und wie unsicher der Ertrag. Sie erwecken die Empfindung von Süden und Sonne und erhöhen die geheime Spannung zwischen den einzelnen Teilen der Landschaft, wenn etwa eine düstere Winterhalde just einem leuchtenden Rebenhang gegenüberliegt.

Industrie

Auf den Reichtum an elektrischer Energie bauen sich heute einige der wichtigsten Industrien auf. Andere nutzen die Bodenschätze aus, an denen der Aargau vielleicht der reichste Kanton der Schweiz ist. Wieder andere beruhen, wenigstens zum Teil, auf der günstigen Verkehrslage.

Aber selbstverständlich gibt es nicht wenige Industrien und Gewerbe, die Sitz und Aufblühen der Tatkraft einzelner Männer oder sogar dem Zufall verdanken, der sie auch anderswo hätte entstehen lassen können.



Abb. 4. Reußtal, Blick talaufwärts auf die prachtvollen Mäander. Im Vordergrund (künstlich) abgeschnürter Bogen bei Fischbach. Im Hintergrund Bremgarten in der engsten Stelle einer Flussschleife. Davor, diesesseits der Reuß, die teilweise vom Wald umkränzte Fohlenweide. Swissair-Photo

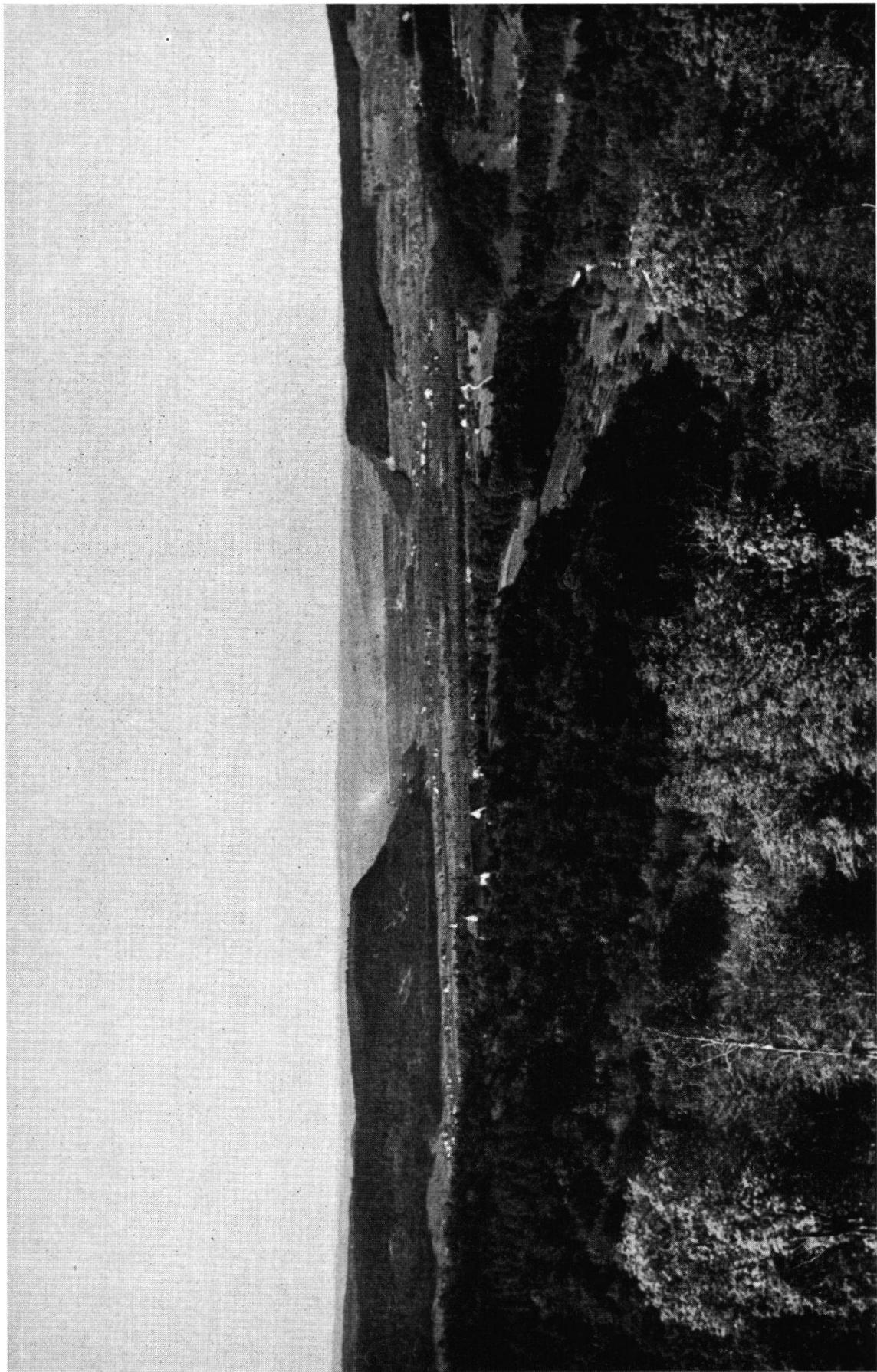
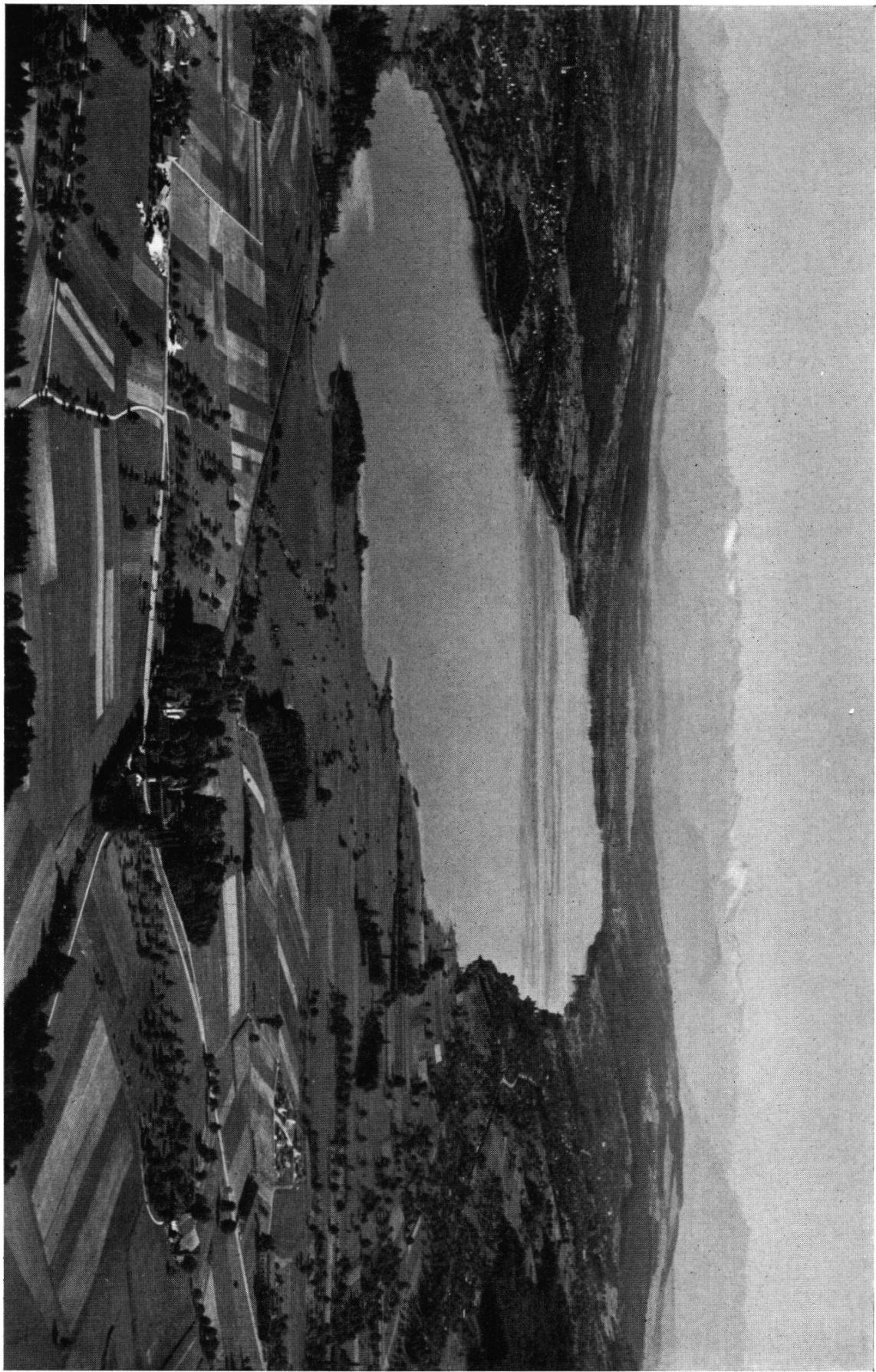


Abb. 5. Blick vom Eitenberg (505 m, südlich Brugg) gegen das einzigartige Wassertor der Schweiz zwischen Bruggerberg und Iberig. Man erkennt das aufsteigende Felsenband der Iberig-Flexur. Im Hintergrund rechts der Achenberg bei Koblenz und, weiter hinten, der Schwarzwald. Photo K. BÄSCHLIN, Aarau



Abb. 6. Der Rhein bei Sisseln (im Vordergrund). In die große Niederterrassenebene hat die Sisseln unter dem Einfluß des tiefer gelegenen Rheins ein Auental eingetieft, in dem der Bach mäandriert. Im Mittelgrund, durch eine Brücke verbunden, Stein (links) und Säckingen (rechts). Links im Bilde die entwaldeten Hochflächen des Tafeljuras, welche bei Stein mit deutlicher Stufe (Muschelkalk) in die Rheinebene überleiten. Zuhinterst links von der Bildmitte der Blauen. Swissair-Photo

Abb. 7. Hallwilersee und weiter südlich Baldeggersee. Von den Gletschern der Eiszeit großzügig geformte Landschaft. Das Tal gegen Luzern zu offen. Pilatus (rechts) und Rigi (links) schieben sich wie Kulissen vor und führen den Blick dazwischen zu den Hochalpen mit der charakteristischen, blinkenden Spitze des Titlis. – Im Wäldchen des Vordergrundes an der Querstraße das Doppelschloß Hallwil. Swissair-Photo



Die massenhaft herumliegenden erratischen Blöcke im Mittelland boten früheren Geschlechtern gleichsam eine herrliche Sammlung von Gestein jeglicher Art. Ganze Steinbrüche wurden in einzelnen dieser Riesenblöcke angelegt. Aus dem immer noch gewaltigen Heidenhubelstein z.B. wurde ein großer Teil des älteren Sarmenstorf aufgebaut. Ohne den Eingriff naturbegeisterter Menschen wären die Granitblöcke im Lindwald bei Lenzburg schon längst aufgebraucht.

In unzähligen Kiesgruben werden die Schotter der Eiszeit ausgenutzt. Wo die Flüsse tiefere Stufen in der Niederterrasse geschaffen haben, ist es besonders bequem, von dort aus die höhere anzugreifen. So wurde bei Aarau von der «Buchser Terrasse» aus die «Suhrer Terrasse» in vielen aufeinanderfolgenden Kiesgruben angenagt.

Für die Zementfabriken besitzen die mergelreichen Effingerschichten große Bedeutung: die hohen Kamine mit den weißen Rauchfahnen der Zementfabriken von Wildegg-Holderbank und Würenlingen gehören zum Bild der aargauischen Landschaft. Sie schaffen zu den fliehenden Linien der Jurakämme einen gewissen Kontrapunkt. Die dazugehörigen Steinbrüche allerdings schlagen gewaltige und immer frischgehaltene Wunden in die Jurahänge.

Der Aargau ist aber auch der Salzkanton, wie an anderer Stelle geschildert wird. Die Bohrtürme bei Riburg für die Saline und bei Zurzach, wo das Salz für die schweizerische Soda-fabrik gewonnen wird, bieten ein in der Schweiz sonst ungewohntes Bild.

Der bernische Aargau wurde schon im 17. und 18. Jahrhundert industrialisiert. Die bernischen Junker förderten die Einführung der Textilindustrie als Heimarbeit, was ein gleichmäßiges Anwachsen der Bevölkerung bis zum hintersten Dorf begünstigte. Obwohl inzwischen diese Industrie verhältnismäßig viel weniger wichtig geworden und vom Haus in die Fabrik, vom Dorf und Dörfchen in die größeren Ortschaften gewandert ist, darf man sie immer noch für das Bild der Dörfer in einem gewissen Grade verantwortlich machen: Im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichten infolge der Heimindustrie die Dörfer jene äußerliche Größe, die sie trotz häufiger Abnahme der Bevölkerung mindestens beibehalten haben. Die Fenster der Häuser wurden vermehrt und vergrößert, das Walmdach gelüpft, denn es brauchte Licht für das Weben und Spinnen. Häufig wurde der erste Stock ausgebaut, der heute oft leer steht oder nur als Kornschütté und als Lagerort für die Dörrfrüchte dient.

Um 1850 war die Heimarbeit trotz den entstandenen Fabriken noch sehr verbreitet. Dann aber nahm sie rasch ab, und weil gleichzeitig die Landwirtschaft in eine Krise geriet, zählen heute viele Dörfer weniger Einwohner als vor hundert Jahren. 1810 stellte Landammann Johann Herzog von Effingen am Stadtbach von Aarau die ersten Spinnmaschinen im Kanton auf. Mit diesen und später eingeführten Maschinen begann der etwa fünfzigjährige Kampf gegen die Heimarbeit. Das Schwergewicht der Textilindustrie konzentrierte sich in den Fabriken, und die Fabriken zogen der Wasserkraft wegen an die größeren Flüsse. Es entstanden jene grauen, kasernenartigen Fabriken am Aarauer Stadtbach, in Rupperswil, Niederlenz, Wildegg, Bremgarten, Windisch, Turgi, Baden, Wettlingen, die heute noch mit ihren Satteldächern und der fürchterlichen Gleichförmigkeit der Fensterfronten in der Landschaft auffallen und deren trostlose Architektur auch auf die häufig danebenstehenden «Kosthäuser» übertragen wurde.

Länger als in der Baumwollindustrie hielt sich die Heimarbeit in der Seidenbandweberei. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts klapperten die Webstühle im Fricktal, besonders in den landwirtschaftlich stilleren Zeiten zwischen den großen «Werken», und lieferten Bänder für die Seidenherren in Basel.

Die Flechterei im Freiamt war ursprünglich auch Heimarbeit, und die Wohlener Herren waren bloße Händler. Aber mit dem Aufkommen der Maschinen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden die Handelshäuser zu Fabriken. Der Übergang kam allmählich; sonst wären diese Fabriken gar nicht in Wohlen entstanden, sondern sofort von der armseligen Bünz an die großen Gewässer gewandert. Und als die Mechanisierung wirklich weit gediehen war, etwa in den sechziger Jahren, kam schon das Zeitalter der Dampfmaschinen, und damit war keine Ursache mehr, an die großen Flüsse wegzuziehen.

Der allmähliche Übergang zur fabrikmäßigen Herstellung bewirkte, daß die Feinflechtindustrie mitten im Dorf Wohlen verharrte, ähnlich wie die Tabakindustrie in Reinach-Menziken. Wohlen besaß 1800 schon 1400 Einwohner, also verhältnismäßig viele, war aber doch ein richtiges Dorf mit vielen Strohdächern. Dann wandelte es sich von innen heraus: die Bauernhäuser wurden zum Teil verdrängt, zum Teil umgebaut, die Ställe wurden zu Werkstätten, das

Tenn zum Ladengeschäft; oder beide wurden abgerissen und der Wohnteil des Dreisässenhauses zum «Haus». Kleine Betriebe und Privatwohnungen wuchsen zu Fabriken aus mit An- und Umbauten. Häuser, die früher in den Gärten standen, erhielten Vorbauten, damit sie die Straße erreichten; es sieht aus, als ob man straßenwärts Schubladen herausgezogen hätte. Und so wurde schließlich aus dem Dorf ein «Flecken», in Wahrheit ein Gebilde, das weder städtisch, noch dörflich ist und das dringend nach einer Planung ruft.

Um 1850 überflügelte die Flechtindustrie die Textilindustrie und brauchte am meisten Arbeitskräfte; damals griff sie ins Reuß- und ins Seetal hinüber, aber verschiedene Außenposten mußten seither aufgegeben werden. Heute tritt die Feinflechtindustrie hinter der Maschinenbaunidustrie stark zurück, deren weitaus wichtigste Fabrik die BBC ist, die 1891 in Baden begründet wurde. Damals zählte die Stadt knapp 4000 Einwohner. 1951 beschäftigte die Fabrik allein 7827 Arbeiter und 2246 Angestellte, also 10073 Personen, was weit über 30000 Menschen ergibt, die unmittelbar von der Firma leben.

Die gewaltige Industrialisierung hat das Bild der Ortschaften und überhaupt des Kantons verändert: An Stelle der mittelalterlichen Mühlen sind wenige, aber auffällige Betriebe entstanden, deren Silos in Villmergen, Wildegg, Schöftland usw. die Silhouette der Ortschaft beherrschen und leider oft in einen bildlich und sinnbildlich üblen Wettbewerb mit der Dorfkirche treten. Die Maschinen, welche im Anfang des letzten Jahrhunderts aufkamen und die Fabriken an die Flüsse und Kanäle drängten, wurden für manche Gruppen- oder Einzelsiedlung verantwortlich. 1840 standen z. B. am Mühlenkanal an der unteren Wigger zwei Mühlen, je eine Rotfärberei, Öhle, Stampfe und Schleife; am «Mühletych» eine Seiden- und eine Papierfabrik, eine große Baumwollspinnerei und -weberei.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die Eisenbahnen auf, welche die Kohlenzufuhr verbilligten, so daß die Dampfmaschinen wichtig wurden. Die Fabriken suchten jetzt die Nähe des Bahnhofes, der Geleiseanschluß wurde zur wichtigsten Vorbedingung des Erfolges und die Bahnhofsgegend zu jener trostlosen Gegend, wie man sie heute nicht mehr so recht kennt, weil die rauchenden, stinkenden Schloten infolge der Elektrifizierung allmählich verschwinden.

Die Straßen

Via vita: die Straße bedeutet Leben. Die Erschließung eines Landes durch Straßen galt den Römern immer als eine der dringendsten Angelegenheiten. In Aarau weist der alte Name «Hochgesträß» auf jene alte Römerstraße, die bei Rohr noch deutlich zu erkennen ist. Sie läuft im Suhrhard direkt auf einen steilen Terrassenrand zu, der offenbar zur Römerzeit dort noch nicht bestanden hatte. Das Mittelalter sorgte außerordentlich schlecht für die Straßen. Dagegen dienten die Flüsse sozusagen als natürliche Straßen. Die Überquerung breiter Gewässer bereitete gewaltige Schwierigkeiten. Um so wichtiger waren die wenigen Furten und Fähregelegenheiten und die günstigen Stellen für einen Brückenschlag. Eine Furt, dadurch entstanden, daß sich die Aare in mindestens zwei große Arme teilte, war vielleicht der Entstehungsgrund jener Siedlung unterhalb des Schlößlis, die sich mit vollem Recht «Aar-au» nennen konnte und offenbar der späteren Stadt auf dem Felsen droben den Namen geschenkt hat. Jahrhundertlang besaß die Fähre bei Stilli geradezu schweizerische Bedeutung; denn dort kreuzten die Messegänger auf dem Wege nach Zurzach die Aare. Die Brücken wurden nicht einfach dort gebaut, wo die Verkehrslinie sie an und für sich gefordert hätte, sondern häufig mußte sich diese Linie den Möglichkeiten eines Brückenbaues anpassen. Um so bedeutsamer wurde natürlich eine günstige Stelle am erwünschten Ort, wie z. B. in Brugg.

Von größter Wichtigkeit waren die Pässe und besonders jener, der über die von tertiärer Nagelfluh bedeckte Malmkalkplatte des Bözberges führt. Er ist allerdings in einem gewissen Sinn gar kein Paß, denn der Weg führt nicht über die geringste Einsenkung, sondern muß die volle, wenngleich bescheidene Höhe der Tafel erreichen.

Die alte Benkenstraße scheint älter und früher auch wichtiger als die Staffeleggstraße gewesen zu sein. Der Flurname «am Königs weg» südlich von Frick deutet darauf hin, daß man von dort aus nicht das Tal benutzte, sondern nach dem Aufstieg durch das steile Tälchen der Kornleten hinter Frick die Hochfläche des Kornberges erreichte. 1230 wurde die «stiebende Brücke» eröffnet und damit der Weg über den Benken wichtiger. Daher beauftragte König Rudolf seinen Dienstmann und Vertrauten Jakob von Kienberg mit dem Bau einer Feste über der «Halbklus» hinter Küttigen. Der Ritter

nannte die neue Burg zu Ehren seines Herrn «Chüngstein». Ihre Ruinen sind noch sichtbar.

Selbstverständlich bestand auch durch das Herznachertal schon in alter Zeit ein Verkehrsweg. Er führte unter der Burg Urgitz vorbei, die genau die gleiche Stellung besitzt wie etwa Neu-Homburg bei Läufelfingen, Neu-Tierstein im Lüsseltal und wie der Königstein. Aber bloß ein schlechter Karrweg verband Densbüren über Asp mit Küttigen. Als 1803 der neue Kanton begründet wurde, war es einer der ersten Beschlüsse der Regierung, eine gute Fahrstraße über die Staffelegg zu bauen. Die Ausführung von 1804–1810 ist eine der bedeutendsten Leistungen des Kantons während der Mediation. Das Fricktal wurde dadurch mit der Hauptstadt verbunden und Aarau zum Verkehrsmittelpunkt des Kantons. Auf der Staffelegg nahm der Frachtverkehr von Basel her gewaltigen Aufschwung: Küttigerpferde mußten den sechs- bis achtspännigen Wagen Vorspann leisten; der Gasthof «Zum Kreuz» bekam seine heute noch eindrucksvolle Größe und Gestalt. Erst in der Eisenbahnzeit, als die Bedeutung der Straße überhaupt geringer wurde, schwollen die Klagen des Fricktals über eine schlechte Verbindung mit der Hauptstadt an und werden von gewissen Leuten mit solchem Eifer wiederholt, als ob inzwischen kein Auto erfunden worden wäre, das doch für viele Leute und Zwecke Frick wieder ganz nahe an Aarau herangerückt hat.

Wichtiger als diese Pässe war zu allen Zeiten die Verbindung von Ost- und Westschweiz, von Zürich mit Bern. Besonders in dem trotz aller reaktionären Haltung im Politischen doch recht fortschrittlichen 18. Jahrhundert war Bern lebhaft dafür besorgt, die Verbindungen mit dem Waadtland einerseits, mit Zürich andererseits, auszubauen. Die neue Zürich–Bern-Straße über Baden–Lenzburg–Suhr–Oftringen wurde 1768–1774 fertiggestellt, und zwar mit der für jene Zeit unerhörten Breite von 10–12 m. Dem Bau dieser «Bernerstraße» gingen lange Auseinandersetzungen mit den Aarauern voran, die mit aller Kraft darauf drangen, daß der Straßenzug in die Stadt geleitet werde. Schließlich entschied sich der Berner Rat für die kürzere Strecke über Suhr.

Man muß die alten Straßenzüge kennen, um die alten Ortschaften zu verstehen. Die moderne Chaussée ist häufig unorganisch in die Landschaft eingefügt und nur im Hinblick auf die weitesten Ziele

gebaut, während die alten Straßen sich schon aus rein technischen Gründen weich und unauffällig ins Gelände schmiegen. Die modernen Straßen zerschneiden auch häufig auf höchst unnatürliche Weise Dörfer und Städte (ja sogar Häuser!). Die Gebäude stehen eigenartig zum neuen Straßenzug, wie z. B. die älteren Häuser in Unter-Entfelden, die doch einmal vernünftig standen, aber eben zur alten Distelbergstraße. Die neue Straße umgeht Ortschaften wie Schwaderloch und Rümikon, die deswegen ein etwas altertümliches, abgewandtes Wesen erhalten, das nicht in ihrem ursprünglichen Plan gelegen hatte. Der «Höhenweg» am linken Hallwilerseeufer hoch über der neuen Straße mit der Seetalbahn erschließt einem erst Birrwil, dessen würdigste, altertümliche Häuser an ihm liegen.

Die Wichtigkeit der Verkehrswege beweisen die Straßendörfer: Effingen, Bözen, Hornussen, Frick, Eiken, Stein und Mumpf dehnen sich langgestreckt an der Bözbergstraße, wiewohl z. B. Mumpf einen ursprünglichen Haufendorfkern besitzt. Bei Frick ist immer noch zu erkennen, daß eigentlich ein Haufendorf am Fuß des Kirchhügels bestand, aber der alte, 1734 ausgebrannte Dorfkern ist nicht mehr völlig aufgebaut worden; die neueren Häuser reihten sich längs der Hauptstraße auf.

1948/49 wurde eine gründliche schweizerische Verkehrszählung vorgenommen. Von 500 Kontrollposten waren 77 im Aargau, der damit an der Spitze aller Kantone stand. Der Aargau nimmt nach dieser Zählung eine eigentliche Schlüsselstellung im schweizerischen Straßennetz ein. Ähnlich wie beim Wasserhaushalt (immerhin nicht im selben Maße!) ist er auch an vielen wichtigen Stromgebieten des Straßenverkehrs beteiligt, ohne daß er selbst die Quelle besonders starken Verkehrs wäre. Er ist also ein ausgesprochener Transitkanton, der hauptsächlich im Spannungsfeld von Zürich, Basel, Bern, Luzern und der größeren Städte an der Jurafußlinie liegt.

Die wichtigste, verkehrsreichste Straße führt von Zürich über Dietikon nach Bremgarten–Wohlen–Lenzburg–Suhr–Bern. Von ähnlicher Bedeutung ist Zürich–Baden–Brugg–Rheinfelden–Basel. Die außerordentlich bedeutsame Straße Basel–unterer Hauenstein–Olten–Aarburg–Zofingen–Luzern führt nur auf kurzer Strecke durch den Kanton, bildet aber mit der Zürich–Bern-Straße bei Oftringen eine äußerst gefährliche Kreuzung. Die Jurafußlinie Olten–Solothurn–Biel–Neuenburg wird von Zürich meistens über

Wohlen–Lenzburg und die Abzweigung von Suhr nach Aarau erreicht, und umgekehrt; der Umweg über Baden–Brugg wird gemieden, sogar der Weg über Baden und auf der Bernerstraße nach Lenzburg. Bei aller Dichte des Verkehrs ist daher die Straße Baden–Lenzburg doch deutlich zweitrangig; ebenso die Strecke Aarau–Willegg. Willegg–Brugg dagegen zeigt wieder etwas dichteren Verkehr durch jene Autos, die aus dem untersten Aaretal über Brugg nach Willegg und von dort ins Seetal oder nach Hunzenschwil und in die Bernerstraße streben und umgekehrt.

Wie man sieht, entsprechen die Hauptstränge des Straßenverkehrs in einer wichtigen Beziehung nicht denjenigen des Eisenbahnverkehrs: Während für die Eisenbahn die Linie Zürich–Baden–Brugg–Aarau–Olten weitaus am wichtigsten ist, zieht das Auto den Weg über Mutscheller–Lenzburg oder allenfalls über Baden–Mellingen–Lenzburg und weiterhin auf der Bernerstraße vor.

Als bedeutungsvolle Straßen, aber doch nicht mit dem Verkehrsvolumen der bisher genannten, dürfen noch gelten: die Rheinstraße, die allmählich als Verbindung von Winterthur und der übrigen Ostschweiz mit Basel wichtiger wird; die Straße über die Staffelegg; die Straßen durch das Suhren-, das Wynen-, das Seetal und durch das Freiamt. Verhältnismäßig unbedeutend sind immer noch die Surbtal- und Reußtal-Linie, die aber vielleicht einmal als Entlastungslinien nützlich werden können.

Die Eisenbahnen

Zwischen der Zeit kurz vor 1850, da die Straße herrschte, und der neuesten Zeit, in der sie wiederum nach siebzigjährigem Dornrösenschlaf erwachte, kommt das Zeitalter der Eisenbahn. Wie überall stieß nur schon der Gedanke der Eisenbahn auf erbitterten Widerstand. Oft ließ man die Meinung vernehmen, daß die Eisenbahn nur den Reichen zugute käme, die auf Kosten der Fuhrleute und Gastwirte ihren Aufenthalt abkürzen und deshalb diesem Gewerbe einen bleibenden Schaden zufügen müßten. Die feindliche Stimmung führte dazu, daß im ganzen Siggenthal und in Würenlingen die Signalstangen und Pfähle, mit denen die Richtung einer projektierten Eisenbahnlinie abgesteckt war, ausgerissen und entfernt wurden.

Als erste völlig schweizerische Linie wurde 1847 die Zürich-Baden- oder «Spanischbrötl-Bahn» eröffnet. Dann folgte Strecke um Strecke. Die Widerstände erlahmten, und ein Eisenbahnfieber ergriff die Menschen. Linien wurden erbaut, die man heute nicht mehr bauen würde; der Bedarf an Schwellenholz fraß die sowieso gefährdeten Eichenwälder des Aargaus noch vollends auf.

Spätestens um 1914 war das Zeitalter der Eisenbahnbauten abgeschlossen. Seither gelang es nicht mehr, die Bahnlücke zwischen Schöftland und Triengen zu schließen. 1915 war die Surbtalbahn als Fortsetzung der Wehntalbahn durch Bundesgesetz beschlossen, und obwohl jahrelang immer auf das Recht zu dieser Eisenbahn gepocht wurde, kam sie nicht zustande und ist jetzt auch rechtlich erledigt. 1921 beschloß die aargauische Eisenbahnvereinigung eine elektrische Staffelleggbahn, und verschiedene Männer mühten sich auch nachher vergeblich um eine Eisenbahnverbindung Frick-Aarau.

Die wichtigste Eisenbahnstrecke führt von Zürich über Baden-Brugg-Aarau nach Olten. In Zürich und zum Teil schon vorher in Winterthur vereinigen sich verschiedene Stränge zu dieser einen Linie; in Olten tritt sie wieder auseinander in die Jurafußlinie Olten-Solothurn-Biel-Neuenburg-Lausanne-Genf und in die Bernerlinie Bern-Freiburg-Lausanne-Genf.

Von Basel her kommt durch den Bözberg die internationale Linie Basel-Brugg-Zürich, so die Strecke Brugg-Zürich erst recht überlastend. Man müßte fast schließen, daß Brugg recht wichtig wäre, was aber nicht im erwarteten Maß stimmt; denn in vielerlei Hinsichten ist Brugg nur der vorverlegte Treffpunkt der Bahnen Olten-Zürich und Basel-Zürich. Brugg ist also in keiner Weise mit dem wichtigen Umsteigebahnhof Olten zu vergleichen, sondern liegt der Bedeutung nach irgendwo zwischen Olten und Aarburg, das ja auch der allerdings höchst unwichtige, vorverlegte Treffpunkt der Linien Luzern-Olten und Bern-Olten ist. Die Bözbergbahn ist übrigens für die Zeit ihrer Entstehung (1875) eisenbahntechnisch recht gut ausgebaut worden, im Gegensatz zur alten Hauensteinlinie, die dann später den kostspieligen Hauenstein-Basistunnel notwendig machte. Sie sollte keine steilere Rampe als eine Flachlandlinie erhalten, also nicht mehr als 12‰ Steigung. Und trotzdem durfte der Tunnel nicht zu lang sein. Um aber dieses günstige Verhältnis zu schaffen, mußte beidseitig die Aufstiegsrampe stark verlängert

werden. Sie beginnt auf der Bruggerseite schon beim Bahnhof mit einem Damm über das Tal. Der Bahnhof Schinznach liegt hoch und weit entfernt vom Dorf. Auf der Frickerseite windet sich das Tracé dem Hang nach bis zum Tunnel und braucht für diesen Zweck nicht nur einen langen Umweg auf hohem Damm bei Frick, sondern muß auch das Sisselntal, also den Weg der Bözbergstraße, bei Hornussen verlassen. Der Bahnhof Hornussen liegt hoch über dem Dorf, Bözen und Effingen werden nur mangelhaft durch den in einem Seiten-tälchen verlorenen Bahnhof Zeihen-Effingen bedient.

Für das Bild der Ortschaften, soweit sie nicht mittelalterlich sind, ist immer noch der Bahnhof entscheidend, der in seiner Nähe Industrie und Wohnquartiere entstehen ließ. Die «Bahnhofstraße» ist oft die wichtigste Straße, wie sehr auffällig Aarau zeigt. Ganz neue Dorfteile sind beim Bahnhof entstanden; man denke an Rothrist, Murgenthal (ursprünglich waren die Weiler Glashütten und Riken bedeutend wichtiger), Frick. Wildegg, das ursprünglich nur wenige Häuser besaß, ist jetzt ein so wichtiger Teil von Möriken geworden, daß man die Gemeinde kürzlich in Möriken-Wildegg umbautzte. Das Bahnhofquartier von Lenzburg ist von der Altstadt durch die Aatalfurche geschieden. Brittnau und Wikon entwickeln sich gegen ihren gemeinsamen Bahnhof hin, ebenso Brugg und Windisch, Oftringen und Aarburg, Villmergen und Wohlen.

Die gewaltigen Eisenbahndämme wirken auf das Landschaftsbild hie und da regelrecht verfälschend. Bei Othmarsingen und Mellingen quert die Bahn das Bünz- bzw. das tiefe Reußtal hoch auf der Endmoräne. Bei Lenzburg möchte man glauben, daß man das Tal wieder auf einer hohen Rißmoräne quere. Der Damm ist aber künstlich, er zerreißt den natürlichen Zusammenhang von Lenzburg und Niederlenz. Der hohe Eisenbahndamm der Bözberglinie verschließt den Ausgang des Herznachertales, und der Damm derselben Linie bei Brugg trennt die neueren Quartiere in unschöner Weise vom übrigen Brugg.

Gebäude und Siedlungen

Jede Zeit besitzt ihre besonderen architektonischen Dominanten: die Theater, Amphitheater, Bäder und Tempel zur Römerzeit; die Kirchen, Klöster im frühen Mittelalter, zu denen später die Burgen,

Befestigungstürme und Stadtmauern kamen; die Rat- und Zunfthäuser in der beginnenden Neuzeit; die Fabriken, Bahnhöfe, Schulhäuser in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und heute die Straßen, Kanäle, Wohnblöcke, Silos und in den Städten die Geschäftshäuser.

Der Aargau ist immer noch, trotz mancher Ausnahme im einzelnen, von den Kirchenbauten beherrscht, die ja häufig an einer auch äußerlich hervorragenden Stelle sind und es verstehen, die rein geographische «Gelegenheit» (wie man im 17. Jahrhundert gesagt hätte), ins Bedeutsame zu heben, zu verdeutlichen, fühlbar zu machen. Die Wahl eines eindrucksvollen Ortes hat selbstverständlich nicht bloß ästhetische oder Imponier-Bedeutung, sondern ist im tiefsten Grunde sinnbildlich zu verstehen. Als daher die Juden in Lengnau und Endingen ihre Synagogen errichten wollten, mußten sie in der Tiefe mitten im Dorfe bauen; es war ihnen verboten, eine aussichtsreiche Stelle der Landschaft zu besetzen.

Man braucht sich nicht zu verwundern, daß im Mittelalter die Kirchen und Friedhöfe ihrer Lage entsprechend häufig zu regelrechten Kirchenburgen ausgebaut oder als solche gebraucht oder mißbraucht wurden. Sie waren ja in manchen Dörfern durch Jahrhunderte hindurch die einzigen Steinbauten. Herznach, Wölflinswil, Frick und Villmergen wären hier zu erwähnen, die allerdings keine so ausgeprägten Kirchenburgen oder Wehrkirchen besitzen wie etwa Muttenz. Die Kirche in Frick mußte von den Bernern und Solothurnern 1389 im Anschluß an den Sempacherkrieg regelrecht erobert werden; auch im Dreißigjährigen Krieg hatten die Kirchenanlagen der kriegerischen Handlungen wegen schwer zu leiden. Am 20. Juli 1712 anlässlich des zweiten Villmergerkrieges verschanzten sich die Berner hinter der Friedhofmauer von Sins, ähnlich wie früher die Schweizer bei der Kapelle von Sankt Jakob an der Birs. Als der Friedhof erobert war, zogen sie sich in die Kirche zurück und verrammelten das Tor, und schließlich kämpften sie noch auf dem Lettner.

Es kam auch vor, daß man, ähnlich wie in Orbe, wo der Kirchturm ein Turm der alten Stadtbefestigung ist, etwa einen alten Geschlechterturm in die Kirche einbezog. Das geschah wahrscheinlich in Kaiserstuhl, wo man das unterste Stockwerk des Turmes zum Chorraum gewann. So kam man auf eine primitive Manier zu einem

«Chorturm», wie ihn auf eine wunderbare und in der Schweiz wohl einzigartige Weise die Stiftskirche von Zurzach besitzt. Auch das unterste Stockwerk des Kirchturmes in Hägglingen war einmal Chorraum und als solcher mit jenen schönen Fresken ausgemalt, die man neuestens hinter der Tünche wieder hervorgeholt hat.

Im 12. und 13. Jahrhundert kamen, als eine Art Großburgen gedacht und empfunden, die Städte auf, deren Anblick aber im einzelnen auch von den Wehrbauten und Kirchen bestimmt war. Es sind Gründungen, die als Altstadt den Kern der heutigen Städte bilden. Große Orte, wie Reinach-Menziken oder Wohlen, ohne einen solchen bedeutsamen Kern sind Allerweltsortschaften geworden; aber was wäre andererseits sogar eine Stadt wie Bern ohne Altstadt?!

Neben Städten wie Kaiserstuhl und Mellingen, die wirklich nur Kern und fast nichts anderes sind, haben wir andere, wo die architektonische und sonstige Bedeutung des mittelalterlichen Teiles gering geworden ist. Der Stadtkern von Aarburg im Innern der Bornklus z. B. hat kaum mehr eine organisierende Bedeutung für den Ortsteil außerhalb der Klus.

Die neuere Zeit setzt, wie gesagt, andere Akzente. In Frick z. B. halten das Hochkamin und die gewaltigen Bauten der Ziegelei der doch stolzgelegenen Kirchenburg fast das Gleichgewicht. Die zwei Gebäude mit den Werkstätten, Laden und Verkaufsstellen der Möbel-Pfister beherrschen den Aufriß von Suhr, der tausend Jahre lang von der auf einem Sandsteinsporn des Suhrer-Kopfes stehenden Kirche beherrscht gewesen war. Fast symbolisch aufzufassen ist es, wenn die Bewohner von Burg die Überreste der Burg der Herren von Reinach 1872 abrissen und auf den beherrschenden Aussichtspunkt ihr Schulhaus hinsetzten. Schloß und Schule wurden noch im letzten Jahrhundert als Gegensätze empfunden und als Sinnbilder für zweierlei Weltanschauungen.

Der Aargau ist ungemein reich an Burgen und Schlössern, und es gibt kaum eine bedeutsame Stelle in der Landschaft, die nicht durch sie betont wird. Man denke an die Festung Aarburg, an die Schlösser Lenzburg, Wildegg, Brunegg, Habsburg, Hallwil. Die Klöster, Probsteien, die Komtureien der Johanniter, die Wallfahrtskirchen usw. wurden gewöhnlich an landschaftlich nicht so auffallende Stellen gebaut, ja sie suchten oft geradezu die Einsamkeit auf und erschlos-

sen diese Gegenden der Kultur. Man denke an das Kloster Olsberg im stillen Violenbachtal, an die Probstei Wislikofen im weltverlorenen Tägerbachtal, an die Johanniter-Komturei Leuggern, die auch im Mittelalter abseits des Verkehrs lag, usw.

Klöstern, Schlössern, Burgen gegenüber waren die Häuser von Dorf und Stadt ursprünglich sehr einfach und meist aus Holz, also feuergefährlich.

Das sogenannte Aargauerhaus ist das Bauernhaus des ehemals bernischen Aargaus: das gewaltige, fast bis an den Boden reichende Walmdach war mit Stroh bedeckt. Wirkliche Strohhäuser kennt man heute nur noch wenige. In Kölliken sind noch welche, die ausgezeichnet erhalten sind und gepflegt werden. Trotz ihrer riesigen Dachfläche wirkten diese Aargauerhäuser nicht langweilig. Die verschiedenen Gelb, Grau, Dunkel- und Hellgrün der neuen, älteren und der bemosten alten Teile gaben beredten Ausdruck von der Sorge der Bewohner um das schützende Dach. Kurzweilig wirkten diese Dächer, wenn zur Kochenszeit der Rauch unter dem Dachrand über der Küchentüre oder durch die halbovalen Rauchlöcher oder ganz einfach durch das Strohdach hindurchdrang. Die Gesamtheit der Strohhäuser inmitten der Obstbaumgärten mußte unwillkürlich, wie der bekannte Bauernhausforscher HUNZIKER bemerkte, an ein Zeltlager erinnern (Abb. 9, S. 48).

Das Aargauerhaus ist in einem gewissen Sinne noch recht häufig: Wohl wurde die harte Bedachung eingeführt, das Dach vielleicht etwas gehoben, die früheren Riegel- oder Fachwerkwände allmählich durch Mauern ersetzt; es erging den Häusern, wie es den Hosen des Simplizissimus in GRIMMELHAUSENS Erzählung ergeht, die so oft geflickt und geplättzt wurden, daß schließlich kein ursprünglicher Faden mehr übrig war, aber doch noch die ursprüngliche Form. Und so sind besonders die freistehenden Bauernhöfe noch häufig durchaus Aargauerhäuser, obwohl sie in jeder Einzelheit verändert worden sind.

Das aargauische, oder noch besser alemannische Strohhaus herrschte seinerzeit auch im unteren Freiamt; im oberen dagegen das mit Schindeln gedeckte Tätsch-Haus. Aber schon im 18. Jahrhundert kam im Zuger und Luzerner Gebiet das sogenannte «Zugerhaus» auf, das auch ins Freiamt eindrang: die hohe Giebelfront mit Klebdächern versehen, das steile Sattel- oder gelegentlich auch Krüppel-

Walmdach mit Ziegeln gedeckt; mit seitlichen Lauben; in der Küche mit Rauchfang und Kamin; Haus und Scheune getrennt. Ein hübsches Beispiel dafür ist das Kochhaus in Büttikon (1791). In der Untersicht des ersten Klebdaches zeigt es zehn rechteckige Füllungen, die bunt mit Blumen, Früchten und Festons im Rokokogeschmack übermalt sind.

Im Jura und Tafeljura trat neben das ursprünglich auch vorhandene Aargauerhaus seit dem 17. Jahrhundert allmählich ein gemauertes Dreisäßenhaus, das nur seines andern Materials wegen gewisse Änderungen mit sich brachte, die den Ausdruck gänzlich veränderten: statt des Walmdaches verwendete man ein Satteldach; die Giebel und Brandmauern wurden bisweilen über die Dachfläche hinausgezogen und treppenförmig abgestuft. Kennzeichnend wurden die Rundböögeneingänge bei Haus und Scheune; ebenso das Aneinanderbauen in langzeiligen Straßendörfern. Dazu kamen gelegentlich Gasthäuser, die als Riegelbauten im schwäbisch-fränkischen Stil gebaut wurden, während im bernischen Aargau die Gasthäuser der späteren Bernerzeit gern aus dem Vorbild des Emmentaler Bauernhauses herauswuchsen.

Östlich der Reuß-Aare-Linie endlich ist, besonders im Studenland, die Heimstätte des Riegelhauses, das zwar Wohnung, Scheune, Stall auch unter einem Dach vereinigt, wie das Aargauerhaus, aber doch wesentlich anders wirkt: das Dach ist viel kleiner, das erste Stockwerk gewöhnlich voll ausgebaut. Bemerkenswert ist, daß die jahrhundertlange Verbindung des Kirchspiels Leuggern mit der Grafschaft Baden auch auf den Hausbau zurückgewirkt hat. Eines der schönsten aargauischen Riegelhäuser steht im Kirchspiel in Etzwil.

Das mittelalterliche Dorf in unserem Gebiet war geschlossen. Das macht sich jetzt noch durchaus im Bild unserer Dörfer bemerkbar, obwohl Dorfzwang und Dreizelgenwirtschaft schon längst aufgehoben sind und obwohl der modernen Art und Möglichkeit der Landwirtschaft die Streusiedlung entspräche. Nur wenn weit weg vom Dorf neue Gebiete für die Landwirtschaft erschlossen wurden, gründete man früher einen einzelnen Hof, einen sogenannten «Steckhof», oder eine Ausbausiedlung, die zu einem Weiler, vielleicht sogar zu einem Dorf auswuchs und sich gelegentlich auch politisch-rechtlich vom Mutterdorf löste, wie z. B. Sisseln von Eiken.

Steckhöfe gibt es zu Hunderten im Aargau. Sie können gewöhnlich recht gut von den Höfen und Häusern der neueren Zeit unterschieden werden, die einfach infolge der Auflockerung der Dörfer und der mehr oder weniger regellosen Zerstreuung über die Flur in den letzten hundertfünfzig Jahren entstanden sind. Auch mit jenen Einzelhöfen wird man sie gewöhnlich nicht verwechseln, die im Gefolge der Güterregulierung zur Erschließung dorfferner Gebiete gegründet wurden; etwa wie der «Hartmannhof» in der Au bei Schinznach-Dorf.

Ein typischer Steckhof ist Roggenhausen, das heute zu Aarau gehört, jene vom Wald ringsumsschlossene Siedlung im Seitenälchen, dessen Bach die Grenze zwischen Solothurn und Aargau bildet. Heute ist es ein Wirtshaus mit nur noch geringer Landwirtschaft und einem Rehpark. Mancher Steckhof hat sich auf ähnliche Art in ein Wirtshaus verwandelt; so der Eichberg bei Seengen.

Einige wichtige Ortschaften

Ein Gang durch den Kanton soll uns zu den wichtigsten Ortschaften, vor allem zu den Städten führen. Von den ursprünglich ungefähr 160 gegründeten Städten in der Schweiz sind um die 100 übriggeblieben. Der Kanton Aargau besitzt zwölf, also verhältnismäßig recht viele Städte; zudem finden sich noch mehrere in der nächsten Nähe: Olten, Waldshut, Thiengen, Säckingen, und 10 bzw. 14 km von der Grenze entfernt, die beiden heutigen Großstädte Basel und Zürich. Kein Wunder, daß keine aargauische Stadt wirklich bedeutungsvoll geworden ist.

Auf der rechten Seite des Wiggertales auf einer etwas höheren Stufe der Niederterrasse liegt Zofingen, eine der zwölf aargauischen Städte. In seinen alten Bauten herrscht der in den benachbarten Steinbrüchen herausgesägte Sandstein vor; wie in Aarau, das damit als Jurastadt gekennzeichnet wird, das Grauweiß des Malmkalkes, in Laufenburg das Schwarzgrau von Granit und Gneis, in Rheinfelden das Rot des Buntsandsteins. Das Gestein, das in den Felsen da und dort heraustritt, gibt so auch den Städten und Dörfern einen eigenen, landschaftsverbundenen Charakter. Aus der Not – denn man konnte im Mittelalter das Baumaterial nicht von weither kommen lassen –

wurde so eine herrliche Tugend. Bei den Burgen, wo das herausgebrochene Gestein des Halsgrabens gleich für die Mauern verwendet wurde, war die Einheit von Natur- und Menschenwerk noch viel inniger, und manchmal, wie etwa bei der Ruine Besserstein ob Villigen, sind die Gesteine schon so gelagert und zerklüftet, daß der Nichtfachmann kaum weiß, wo der Felsen aufhört und das Menschenwerk beginnt.

Einem fremden Besucher wird in den aargauischen Städten auffallen: Es gibt fast keine Arkaden und Lauben wie in den bernischen Städten. Erker, wie sie Schaffhausen oder St. Gallen kennzeichnen, sind äußerst selten, ebenso steinerne Balkone. Keine Eigenheit mittelalterlicher Städte wurde ins besonders Auffällige getrieben, was ja gut zum Wesen des ganzen Kantons paßt. Diese Bemerkung sei beigefügt, weil man in Zofingen doch an zwei Bauten das Arkadenmotiv der bernischen Städte findet; in Aarau ist doch ein sehr schöner Renaissance-Erker am Weibezahlhaus zu bewundern.

Die Altstadt von Zofingen ist ohne pedantische Strenge nach dem Rosttypus gebaut. Auch scheinbar gerade Straßen zeigen in den Häuserfronten jene leichte, leise Schwingung, die dem Betrachter, ohne daß er es zu wissen braucht, das Empfinden des organisch Gewordenen wachruft (Abb. 10, S. 49).

Als der Stadtgraben aufgefüllt wurde, entstand dort und auf dem als Schußfeld offen gehaltenen Glacis davor eine freie Fläche, eine praktische Möglichkeit, die für Grünanlagen, für zwei große Umgehungsstraßen mit Einbahnverkehr und für recht großzügige Schulhaus- und Museumsbauten ausgenutzt wurde. Die aargauischen Städte haben in sehr verschiedener Weise die entsprechenden Möglichkeiten genutzt: in Aarau und Brugg ist je ein langer, im Bogen geführter Marktplatz unter dem Schatten zweier Baumreihen entstanden; in Mellingen, Rheinfelden, zum Teil auch in Lenzburg ist der Graben noch einigermaßen erhalten und dient Gärten und Pünften; in Bremgarten ist ein großer, freier Platz entstanden, der die Straße, die Geleise und das Stationsgebäude enthält.

Wenn man am Hirzenberggut vorbei auf den Heiternplatz emporsteigt, genießt man einen wunderbaren Überblick auf Zofingens Altstadt, die inmitten der neueren Quartiere wie ein Zellkern in dem gegen außen ziemlich aufgelösten Protoplasma liegt. Der Heiternplatz selbst, ein von alten Lindenbäumen umstandenes Rechteck, die

Schöpfung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und ursprünglich als Musterungsplatz gedacht, ist ein großartig einfacher Festplatz, auf dem sich auch ein guter Teil des Jugendfestes abspielt, jenes hochsommerlichen Festes der Städte im früheren bernischen Aargau (Aarburg, Aarau, Lenzburg, Brugg, wo das Fest «Rutenzug» heißt), das der Burgdorfer «Solennität» entspricht. Auch Aarau in seinem Telliring und in der «Schanz» und Lenzburg in dem leider durch die Eisenbahn zerschnittenen Schützenplatz verstehen diesem Fest einen schönen Rahmen zu geben.

Wer vom Sälischlößli bei Olten, einem scheußlichen Pseudoschloß mit herrlichem Ausblick, in die Runde schaut, wird von Brittnau über Strengelbach nach Zofingen, vom westlichsten Rothrist bis hinauf zum Striegel, von Aarburg bis Olten und von dort nach Trimbach, nach Hägendorf und Dulliken sich ausbreitend eine zwar bald dichte, bald lockere, aber eigentlich fast nie wirklich aussetzende Überbauung erkennen. Man scheut sich, den Ausdruck «Agglomeration» zu verwenden; denn es handelt sich nicht um *eine* Stadt, die sich allmählich Außenquartiere und Vororte angliederte und, sie zu einem Ganzen organisierend, durchdringt. Man erhält eine Vorahnung einer zwar nicht wünschbaren, aber leider vorderhand nicht unmöglichen Schweiz, wo eine lockere, mit dem Boden verschwenderisch umgehende Bebauung ruhrgebietartig die größeren Täler erfüllt, zwar mit einigen dichteren Kernen, aber doch eigentlich ohne klare Gliederung.

Aarburg besaß nie ein Stadtrecht, wurde aber seit 1330 häufig Stadt genannt. Es war immer eine Zwerg- oder bestenfalls eine Kleinstadt, 5 km von Zofingen, 3 km von Olten entfernt. Die Gemeinde ist kaum eine sinnenfällig oder funktionell zusammenge schlossene Einheit. Schon beim Bahnhof beginnt mit den Plüß-Staufer-Kitt-Fabriken das Gebiet von Oftringen. Andererseits reicht das Gemeindegebiet bis zum Ausgang der Bornklus vor Olten; aber es ist doch eigentlich Olten, das dort in die Klus hineindringt und das übrigens Aarburg auch in den Bereich seiner Stadt-Omnibusse einbezogen hat und es wirtschaftlich und kulturell beherrscht.

Die Altstadt versteckt sich rechts hinter dem Eingang der Klus und hilft sie sperren, besitzt also eine ähnliche Lage wie das von den Guglern zerstörte Städtchen Klus unterhalb Balsthal. Der rechts



Abb. 8. Blick vom Gipfel der Gislifluh (773 m) an einem Dezembertag über den im weiten Bogen in der Ferne sich verlierenden Kettenjura. Man erkennt (von rechts nach links) Wasserfluh, die langgezogene, aufbuckelnde Geißfluh und Berge des Solothurner Juras bis Belchen und Hohfluh. Nebel aus dem Kaltluftsee des Mittellandes stürzt in gewaltigen Kaskaden über die Einsenkung zwischen Gislifluh und Bibersteiner Homberg in das erste Juratal (Thalheimertal) hinüber. Photo K. URECH, Lenzburg



Abb. 9. Aargauerhaus, Seeburg ob Leimbach im Wynental. Dreisäbenhaus mit Wohnung (links), Tenn und Stall unter demselben steilen, strohbedeckten Walmdach. Das Dach besonders über dem Wohnteil etwas weniger weit heruntergezogen. Die beiden Fensterreihen gehören zu Stube und Stübli. Aus dem einfachen Aargauerhaus ist durch Weiterentwicklung das großartige Emmentalerhaus entstanden. Photo: Aargauische Kunstdenkmäler

Abb. 10. Zofingen. Man erkennt die prächtig geschlossene Altstadt, die einst von Graben und Glacis umgeben war, heute von Anlagen und zwei Umgehungsstraßen. In der Mitte zwischen Oberstadt (rechts) und Unterstadt (links) die Stadtkirche. In der rechten obern Ecke der Pulverturm, in der Nähe des Bahnhofs der Strecketurm. In respektvollem Abstand umgeben die neuen Wohnquartiere und (im Vordergrund) das Bahnhof- und Industriequartier die alte Stadt. Swissair-Photo



aufsteigende Felsen trägt auf einem Absatz die Kirche und noch höher oben, 70 m über der Stadt, die Burg, die 1661 zur gewaltigen Festung in Vaubanscher Art ausgebaut worden ist. Das erinnert an Baden mit der 1712 zerstörten Festung Stein.

Aus dem Gebiet von Aarburg-Zofingen kann man statt über Olten sozusagen hinten herum über den Striegel-Safenwil-Kölliken mit der Bahn oder auf der Straße nach Aarau gelangen.

Bei Kölliken beginnt jene Talweitung, in welcher Suhre, Ürke und der Kölliker Dorfbach sich früher reichlich verzweigten und in blind endenden Bewässerungskanäle ausfaserten. Zwischen Oberentfelden und Suhr beherrschten die vielen Bäche und Bächlein, durch manche Quellaufstöße genährt, das Tal. Wo zufälligerweise die gleißenden Elektrizitätsmasten, die Herde von Telephonstangen und das lockere Spinnennetz der elektrischen Drähte nicht stören, genießt man auf dem Feld zwischen Kölliken und Muhen den herrlichsten Blick gegen den Jura, dessen Linie mit einer solch künstlerischen Empfindsamkeit gezogen scheint, daß man an chinesische Meister denkt.

Das Suhrental ist als die beste durchgehende Verbindung von Aarau mit Luzern durch die Automobilisten wieder entdeckt worden, während man im Eisenbahnzeitalter sich dessen kaum bewußt werden konnte, weil die Sursee-Triengen- und die Aarau-Schöftland-Bahn eine große Lücke zwischen sich lassen. Als früher häufig überschwemmtes Tal zeigt es besonders eindrücklich die im aargauischen Mittelland ja nicht seltene zweizeilige Anordnung der Dörfer. Meistens siedelte sich der Mensch dort an, wo ein seitliches Tälchen sich öffnet, den Zugang zu den höher gelegenen Feldern erleichtert, Wasser spendet und auf dem Schuttkegel des Seitenbaches trockenen Baugrund gibt. Muhen z.B. besteht aus Unter-, Mittel- und Obermuhen, die, je aus einem Seitental hervorkommend, sich am rechten Haupttalrande ausbreiten und zum lockeren Dorf vereinigen.

Am Lotten über Untermuhen steht an sehr aussichtsreicher Stelle ein großes, graues, fabrikartiges Gebäude: das Armenhaus. Solche Armenhäuser sind eine sehr bemerkenswerte Besonderheit im früheren bernischen Aargau. Meistens wurden sie an auffällige Stellen gebaut, in einem Seitental (bei Teufenthal im Nietental), weit draußen auf freiem Feld (Rüfenach), auf der Höhe (Dürrenäsch,

nördlich des Dorfes hinter der Stelle «auf der Höhe»), an großen Ausfallstraßen (bei Buchs, wo von der Hauptstraße der Weg gegen das Suhrhard ablenkt). Nicht immer dienen sie noch ihrem ursprünglichen Zweck. Bisweilen steckt die Gemeinde verwahrloste Familien hinein, die in kurzer Zeit erreichen, was an vielen Orten schon erreicht worden ist, nämlich die vollständige Verlotterung des Gebäudes.

Aarau wird im Kanton häufig als eine exzentrisch gelegene Stadt ohne besonders zusammenfassende Kraft beurteilt. Man meint, Brugg oder Lenzburg hätten sich als Hauptorte besser geeignet. Was die exzentrische Lage betrifft, so steht es dem rein äußerlichen Anschein zuwider nicht so schlimm: Durch Eisenbahn und Straße sind das Zofingergebiet, das Suhren-, Wynen-, See- und Bünztal, aber auch das Brugger und Badener Gebiet ausgezeichnet gegen die Hauptstadt zu erschlossen, Mellingen, Bremgarten und das unterste Aaretal wenigstens nicht schlecht. Frick, Rheinfelden und Zurzach würden vom eisenbahntechnischen Standpunkt aus als Hauptstadt Brugg vorziehen, das aber, wenigstens bei den bestehenden Eisenbahnlinien, vom sehr volksreichen Gebiet des Wigger-, Wynen- und Seetals schlechter erreichbar wäre.

Aarau ist von den Kyburgern in Schuttlage auf einem Felsenkopf und als Brückenstadt gebaut worden. Eine Brücke ist schon Ende des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich. Die Aare war während des ganzen Mittelalters und bis ins letzte Jahrhundert zweigeteilt – es gab daher immer die innere, große Brücke und die äußere, kleine. Die Stelle war aber nicht besonders gut und der Zugang vom hochgelegenen Felsen ziemlich ungünstig. Die Brücke konnte auch nie in die Befestigungsanlagen einbezogen werden. Von einer mittelalterlichen Stadt ist auch in schlimmen Fällen – und ein solcher liegt bei Aarau nicht vor – die Stadtanlage, die Verteilung der Straßen, Plätze und Baublöcke noch vorhanden; auch die Stadtmauer ist durch eine Art Pseudomorphose zu einer Häuserreihe geworden und dadurch erkennbar geblieben. Kurz und gut: was bleibt, ist der Stadtplan, und der verrät uns die Geschichte Aaraus recht deutlich. Man erkennt: die älteste Stadt aus den vier Baublöcken und dem Straßenkreuz dazwischen, den Häusersring darum; die erste Erweiterung, bei der die Stadtmauer gegen Süden und Osten weiter hinausgeschoben und Hammer und Halde in die Stadt einbezogen

wurden; die mittelalterliche, aber nicht befestigte Vorstadt; die «neuen» Quartiere der Laurenzenvorstadt, der Bahnhofgegend und dem äußern Stadtbach entlang; schließlich den lockeren Schwarm der neuesten Häusersviertel.

Wer durch die Hauptgassen der Altstadt wandert, wird gern zu den hochaufsteigenden Giebeln hinaufschauen, über welche sich weit ausladend das Walmdach vorwölbt. Die verschalte Wölbung ist unterseits durch Bemalung geschmückt; geschnitzte Büge tragen die vorragenden Dachbalken. Ohne Zweifel ist es das Berner Bauernhaus, das nachgeahmt wurde. In den übrigen aargauischen Städten kehren die Häuser gewöhnlich nicht die Giebel-, sondern die Traufseite der Straße zu. Die Nebengassen und auch die alten Stadtprospekte zeigen aber, daß es früher auch in Aarau allgemein so war.

Vom Aufschwung des Jahres 1798 ist in Aarau ein zwar unvollständiges, aber in seiner Art bedeutsames, steinernes Denkmal zurückgeblieben: Gleich nach der Übernahme der hauptstädtischen Eigenschaften ließ Aarau einen großzügigen und an die beste französische Überlieferung anschließenden Plan für die Erweiterung der Stadt aufstellen. Fast nichts davon konnte verwirklicht werden. Man mußte am 20. November 1803 beschließen, daß jeder Käufer einer Hausstelle in der Laurenzenvorstadt das Bürgerrecht erhalte, damit langsam an der festlich weiten Straße die zwei langen Häuserblöcke entstanden, die bei den einzelnen Häusern eine gewisse Freiheit mit einer Übereinstimmung im Ganzen glänzend vereinen. Sie stellen den ersten und letzten Versuch in der Schweiz der neueren Zeit dar, eine Stadt wirklich zu bauen und nicht bloß wuchern zu lassen.

Die Stadt wächst kräftig, aber nicht hastig. Die Bahnhofstraße, vielleicht als einzige Straße im Kanton, zeigt ein gewisses großstädtisches Gepräge, das allerdings über die Bedeutung und Größe der Stadt eher täuscht als belehrt. Ihren Abschluß gegen Westen bildet die etwas vortretende obere Mühle (1608). Sie bricht die sonst eintönig wirkende Flucht der graden Straße und wirkt auch durch ihre Proportionen in einem einfachsten Sinne schön.

Die Stadtgemeinde hat, besonders in den letzten fünfzig Jahren, in einem so großzügigen Maße Land gekauft, daß sie bis in die neueste Zeit hinein auch die Verkaufspreise der nicht ihr gehörenden

Stücke beeinflußte. Sie hat ihr Land zu recht anständigen Preisen hergegeben und damit bewirkt, daß in schönen Gärten vornehmlich kleine Einfamilienhäuser gebaut wurden. Fast keine jener Wohnblöcke entstanden, wie sie z. B. zur selben Zeit in Olten aufwuchsen und das Gesicht der Stadt bestimmten. Aarau ist eine richtige Gartenstadt geworden, mit zwar freundlichen, aber etwas gleichförmigen, unbedeutenden Straßen und Quartieren. In einem gewissen Sinn hat die Gemeinde damit eine Idealvorstellung vieler Menschen erfüllt. Aber gewisse Nachteile stellen sich jetzt allmählich heraus: Die Bebauung ist ungemein locker, ja mit dem Boden verschwenderrisch. Die gesamte Straßenlänge ist unverhältnismäßig groß, die Entfernungen sind recht bedeutend, und doch können keine Autobusse oder Trams eingeführt werden, da die Frequenz zu bescheiden wäre. Das Gemeindeareal ist jetzt fast gänzlich verbraucht, die Stadt selbst muß den Bau größerer Wohnblöcke begünstigen. Im übrigen hat der Ausbau von innen her kräftig begonnen. Wo früher in Altstadtnähe Einfamilienhäuschen in kleinen Gärten standen, werden große Geschäfts- und Miethäuser aufgerichtet.

Das Seetal, die «Visitenstube des Aargaus», wie die Cliché-Bezeichnung lautet, beginnt im aargauischen Teil mit dem Hallwilersee. Der bedeutendste Ort ist Lenzburg. Unter Lenzburg konnte man lange nur die Burg verstehen, welche den Schloßberg auch heute noch krönt – den verblaßten Ausdruck «krönen» mit aller anschaulichen Kraft verstanden. Die Burgstelle war gut gewählt, die Anlage einer Stadt, also gewissermaßen eine Erweiterung der Burg in der Talebene, war für mittelalterliche Verhältnisse gegeben. Auf dem Plan von JOSEF PLEPP aus dem Jahre 1624 erkennt man deutlich die vielberufene Hufeisenform der Siedlung. Die Tore sind heute verschwunden, das einzige scheinbar noch vorhandene, das von der Rathausgasse gegen den Bahnhof führt, ist ein moderner Durchbruch. Der Kirchenbezirk ist deutlich erst später in die Stadt einzogen worden, was ein Hinweis auf die Tatsache ist, daß Lenzburg zuerst keine eigene Kirche besaß, sondern nach Staufen kirchgenössig war. Auf PLEPPS Plan sieht man in den Hintergassen, wie das bei kleinen Städten immer noch üblich war, «Schüren undt Ställe» und sogar Gärten. Trotzdem drängte die Stadt über die alten Mauern hinaus. Aber bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts war den Bürgern verboten, außerhalb der Ringmauern Wohnhäuser zu bauen. Im

18. Jahrhundert erst entstand dann doch eine Vorstadt, die Aa-Vorstadt. Jenseits der Aa auf der linken Talseite ist das Bahnhofquartier. Die Siegfried-Karte noch von 1881 zeigt dort nur zwei unbedeutende Häusergrüppchen; das ganze Feld ist sonst leer. Heute ist das Bahnhofquartier, wo auch die mächtige Konservenfabrik Hero sich wuchernd ausbreitet, flächenmäßig viel größer als das alte Lenzburg.

Das Bünztal wird durch den Wagenrain, einen waldigen Höhenzug von Hägglingen bis Besenbüren, gegen das Reußtal abgegrenzt. Dieses einzige, wirklich ganz aargauische Mittellandtal von einiger Bedeutung ist in verschiedener Hinsicht sehr sonderbar: Hauptstraße und Hauptbahnenlinie laufen gegen Lenzburg aus, weswegen das Bünztal in verkehrstechnischer Beziehung letzten Endes an Aarau angeschlossen ist. Eine weitere Eisenbahnenlinie und eine Straße führen über das Birrfeld nach Brugg, sind aber von geringerer Bedeutung. Am unwichtigsten aber ist die Straße von Othmarsingen nach Möriken-Wildegg. Man empfindet Möriken durchaus nicht als eine Ortschaft des Bünztales.

Die zweite Sonderbarkeit ist diese: der Wagenrain erniedrigt sich gegen Süden, der herrliche Aussichtspunkt bei der Wirtschaft Kapf liegt nur noch auf einer schwachen Leiste, welche das Bünztal vom 60 m tieferen Reußtal trennt. Er überragt das frühere Torfmoos südlich Bünzen kaum mehr 20 m. Von der tiefsten Stelle bei Egg (Muri) braucht man bloß ein paar Meter Höhe zu überwinden, um nach Birri und Ottenbach zu gelangen. Die Eisenbahn erreicht nach kaum merklicher Steigung den hohen Rand des Reußtales, gleitet an ihm entlang allmählich zur Tiefe der Reuß, die sie vor Rotkreuz quert; übrigens eine wundervolle Bahnstrecke, wenn man etwa an einem kühlen, aber schönen Junimorgen von Muri her kommt und die Reußebene von einem leichten, silbernen Nebel verschleiert ist, während der Blick darüber hinweg zu den scharfgeschnittenen Bergsilhouetten der Innerschweiz schweift.

Der Hauptort des Bünztales ist Wohlen, ursprünglich ein reines Bauerndorf, aber mit einer gewissen Verkehrsbedeutung. Ein bißchen großartig und doch nicht falsch ausgedrückt ist es Paßfußort für den Weg, der über den Wagenrain nach Bremgarten führt. Noch 1856 standen in Wohlen nachweislich 37 Pferde für Vorspanndienste zur Verfügung. Man begreift daher die Erregung der Bevölkerung

beim Bau der sogenannten 1830er-Straße: Der Kanton wollte von Bremgarten die Straße in gerader Linie nach Anglikon hinüberführen, was eine wichtige Abkürzung gebracht hätte. Die Wohler vertrieben die Arbeiter, der Straßenbau blieb stecken. Noch ist beim großen Rank im Wald das 2,6 km lange, kerzengerade Tracé der geplanten Straße sichtbar.

Das Reußtal ist durch die Würm-Endmoräne unterhalb Mellingen gegen unten ziemlich stark abgeschlossen. Von Mellingen ziehen sich beidseitig talaufwärts Moränendecken mit Moränenwannen und -wällen, hinter denen sich Dörfer wie Künten verstecken oder in höherer Lage Oberrohrdorf, Remetschwil, Bellikon, Berikon. Da zwischen liegt die Niederterrasse, in die der Fluß seine Auen eingetieft hat. Oberhalb Bremgarten queren Moränen und Moränendecken des ersten Rückzugstadiums das Tal, von der Reuß in einer steilgeböschten Kerbe durchschnitten. Dann folgt die Zungenbecken-auffüllung.

Zu dieser schon von der Natur gegebenen Kammerung kommt noch die Tatsache, daß das oberste aargauische Reußtal vom Bünztal her und auf es hin erschlossen worden ist; daß Bremgarten seit je seine Verbindung mit der Welt über Wohlen und Mutschellen sucht; daß Mellingen schon als Brückenstadt vornehmlich in den Querzug Lenzburg–Mellingen–Baden eingespannt ist. Und so tritt das Reußtal selten als Einheit auf, während doch die Reuß einstmals als Grenze zwischen Aargau und Thurgau diente und volkskundlich immer noch als eine der bedeutendsten Linien in der Schweiz betrachtet wird. Zwei Städte finden wir im Reußtal: Mellingen, das eng an Fluß und Brücke gedrückt ist – knapp 100 m führen vom Stadteingang zum Brückentor – und Bremgarten, das im Hals einer Reußschlinge steckt und mit einigen Vorbehalten mit Freiburg und Bern verglichen werden kann. Dort haben die Sarine und die Aare Mäander in den Sandsteinfelsen hinein versenkt, hier hat die Reuß bloß eine tiefere Stufe aus der Niederterrasse herausgeschnitten. Dort besetzen die Städte den ganzen Sporn, hier sitzt die Oberstadt bloß an der engsten Stelle der Schleife und die Unterstadt bedeckt nur den geringsten Teil der flußumwundenen Aue.

Bremgarten ist heute ein sehr sehenswertes altes Städtchen. Es besitzt einige Industrie, macht aber trotzdem den Eindruck, als ob es immer mehr Wohngebiet für auswärts arbeitende Berufstätige

würde, die täglich nach Wohlen oder nach Dietikon und Zürich fahren. Gegenüber der Au mit der Unterstadt ist die Fohlenweide, wo die aargauische Pferdezuchtgenossenschaft ihre Jungtiere heranzieht. Das Bild der Weide an einem leicht nebligen Herbstmorgen mit der Reuß und mit der mittelalterlich sich aufbauenden Stadt dahinter gehört zu den leisen, aber unverwechselbaren Reizen des Aargaus.

Das Limmatthal ist sozusagen der Nabelstrang, der den Kanton Aargau mit Zürich verbindet, das trotz Basel, Luzern und des entfernten Bern kulturell und wirtschaftlich die wichtigste Stadt für den Aargau ist. Baden bei Zürich, wie die Stadt häufig in der Bäderreklame heißt, ist selbstverständlich am stärksten gegen Zürich gerichtet. Nun muß aber gleich betont werden, daß Baden immer noch eine erstaunliche Eigenständigkeit und eine aus der Stadt selbst stammende Lebendigkeit besitzt. Als Gemeinde erreicht sie Aarau in der Bevölkerungszahl nicht und wird sie des beschränkten Raumes wegen kaum je erreichen; die Agglomeration Baden-Wettingen übertrifft aber die Agglomeration Aarau. Man wird das Problem lösen müssen, wie man dem wirtschaftlich und kulturell bedeutenden Bevölkerungszentrum auch das zugehörige kantonale, politische Gewicht gebe, ohne die Einheit des Kantons zu sprengen, vielmehr sie zu stärken. Die Bäderstadt wird als Thermae Helveticae schon von TACITUS erwähnt; die eigentliche Stadt ist mittelalterlich. Sie hockt eingezwängt im Kluseingang wie ein Vogelnest in einer Astgabel und sollte zusammen mit der Burg Stein das wichtige Défilé sperren. Sie war aber nicht bloß Sperrfestung, wie die ebenfalls burgübergagten Städte Waldenburg, Klus bei Balsthal, Aarburg, Bellinzona usw., sondern auch Brückenstadt. Wie Bremgarten, Aarau, Klingnau, ist sie deutlich in eine Ober- und eine Unterstadt geschieden. Wer von Mellingen her durch das Mellinger Tor kam, mußte durch die auch für mittelalterliche Verhältnisse drangvolle Enge der Mittleren Gasse und den steilen Weg hinunter zur Unterstadt oder Halde gehen, um zur Brücke zu gelangen; gleich darauf folgte der ebenso steile Aufstieg zur Wettinger Terrasse. Heute ist das Mellinger Tor abgebrochen, und man quert die Oberstadt mittels der Weiten Gasse, der früher blind endenden Marktgasse, für die man gegen Süden einen Durchbruch durch Häuserring und Stadtmauer geschaffen hat.

Der entblößte Felsen des Lägerngrates steigt unmittelbar beim Landvogteischloß, dem alten Brückenkopf, auf. Zur Linken stehen auf dem Felsen die Ruinen der Festung Stein und drohen auf die Altstadt hinunterzustürzen; sie sind auch der erste, auffällige Blick, wenn man vom Bahnhof kommt. Die Altstadt ist eng, sogar die Weite Gasse ist trotz ihres Namens viel zu eng für den geradezu fiebrigen Verkehr, besonders wenn in der BBC die Arbeit beginnt oder schließt. Der gewaltigste Verkehr des ganzen Kantons muß sich durch das Bruggertor zwängen. Der Bruggertorturm steht gleichsam mit gespreizten Beinen da, als ob er Ein- und Ausgang kontrollieren wollte. Die Eisenbahn nach Zürich wird zwar nach dem Verlassen des Bahnhofes, ähnlich wie in Aarau, gleich von einem kleinen Tunnel aufgenommen, der aber nicht ins freie Land hinaus führt; sondern es kreuzt die Linie zwischen Baden-Altstadt und Vorstadt eine wichtige Straße, wo die Barrieren täglich bis gegen dreihundertmal niederfallen und den Verkehr hemmen.

Die Altstadt ist reich an sehenswürdigen Gebäuden, das Stadthaus allerdings mit der Tagsatzungsstube ist ein Komplex von fünf verschiedenen, schlecht zusammengefügten Gebäuden und insofern kennzeichnend und passend für die so mannigfaltig zusammengesetzte Stadt. Im Verhältnis zu den lärmigen Gassen ist der Kirchplatz von vornehmer Stille, und man bewundert die Weisheit unserer Vorfahren, welche solche Zufluchtsstätten mitten in der Stadt zu schaffen wußten.

Als 1798 Baden für kurze Zeit zur Hauptstadt des die Grafschaft Baden und das Freiamt umfassenden Kantons Baden wurde, war es trotz den weltberühmten Bädern und der Rolle als Tagsatzungsort (bis 1712) ein sehr kleiner Ort. Der Weinbau spielte für die Bürger eine große Rolle, ähnlich wie für die Klingnauer. Erst mit der Begründung der Baumwollspinnerei in der Aue (1835) begann die Bevölkerung sich allmählich zu vermehren, und geradezu reißend wurde der Aufschwung, als 1891 die BBC sich ansiedelte und auf der linksseitigen Terrasse innerhalb der Klus förmlich zu einer eigenen Stadt aufwuchs, die vom Flugzeug aus gesehen an die von Roll'schen Eisenwerke in der Balsthaler Klus erinnert.

Vor der Klus dehnt sich das Wettingerfeld aus. Wettingen selbst ist höchst unorganisch gewachsen, was nun allerdings nicht seine besondere Schuld ist, sondern allgemeines Verhängnis der Ortschaf-

ten, die in den letzten hundert Jahren von der gewaltigen Entwicklung der Industrie überrascht worden sind. Der Lägernhang ob Wettingen ist bis zum Wald hinauf mit Reben bepflanzt. Das Zusammenstoßen der modernen, städtischen Zivilisation mit dieser alten Rebkultur ist von dramatischer Großartigkeit.

Die Umgebung von Brugg ist eine der erinnerungsträchtigsten Gegenden des Kantons. Auf dem Kirchhügel von Windisch besaßen schon die Kelten eine Art Fliehburg. Das römische Vindonissa war rückwärtige Verteidigungsbasis, von wo aus man die Truppen durch das untere Aaretal und über den Bözberg an den Rhein werfen konnte. Mit dem Verlust der Teutoburger Schlacht wurde nämlich der Winkel zwischen Rhein und Donau zum gefährlichen Aufmarschgebiet für südwärts strebende Germanenscharen, der Schwarzwald ein deckender Schild. Damals, im ersten Jahrhundert n. Chr., lebten in Vindonissa 10000–15000 Legionäre, dazu Soldaten der Hilfsvölker, Marketender und Zivilisten, also bedeutend mehr Leute, als heute in der Agglomeration Brugg wohnen. Altenburg, das seit fünfzig Jahren mit Brugg vereinigt ist, wurde in seinen alten Teilen in und an die wuchtigen Mauern eines spätromischen Kastells gebaut.

Erst von den Habsburgern ist Brugg als Stadt gegründet worden. Es ist bis in die moderne Zeit hinein ein kleiner Ort geblieben, der, abgesehen von einem bescheidenen Brückenkopf auf der linken Aareseite, nie eine Vorstadt besaß. Er ist ähnlich wie Kaiserstuhl am Schattenhang zur Aare hinunter gelegen. Anderseits erinnert der Grundriß von Brugg an Aarau: die Hauptgasse wird von einer Quergasse gekreuzt, die von der Kirche zur «Hofstatt» führt. Dadurch entstehen vier «Stöcke». Weil aber die Stadt, wiederum ähnlich wie Kaiserstuhl, Dreieckform besitzt, mit der breiten Grundlinie an der Aare, mit der Spitze oben, sind die beiden oberen Stöcke etwas verengt und verkümmert.

Die Verkehrslage scheint hervorragend zu sein, und doch müssen einige einschränkende Bemerkungen schon für die Römerzeit gemacht werden. Nach 260 n. Chr. besaß der Weg zum Rhein hinunter bloß noch militärische Bedeutung. Der Verkehr aus Rhätien nach Avenches schnitt Vindonissa wahrscheinlich meistens ab und führte von Baden unmittelbar über den Vicus bei Lenzburg. Auch im Mittelalter konnte Brugg nie die mögliche Gunst seiner Lage ausnützen.

Der Weg zum Rhein hinunter war und ist bis zu einem gewissen Grade doch eine Sackgasse. Für die Bözberglinie wirkte es sich bis 1802 hemmend aus, daß sie jahrhundertelang die Grenze gegen Österreich überschritt. Die Berner selbst bezeugten bis tief ins 18. Jahrhundert nur geringes Interesse an der Bözberglinie. Man darf letzten Endes auch nicht vergessen, daß der Weg über Brugg, wie ihn die Hauptlinie der Schweizerischen Bundesbahnen nimmt, Zürich–Baden–Brugg–Aarau–Olten, eigentlich ein Umweg ist. In bezug auf die Straße ist das heute wieder ganz klar geworden. Der Erfolg der erwähnten Haupteisenbahnlinie und der Mißerfolg der Nationalbahnlinie haben diese Tatsache etwas verschleiert.

Die Tatsache, daß Brugg ein wichtiger Umschlagsort für den Wasserverkehr war – hier wurde flußaufwärts auf leichtere Fahrzeuge umgeladen oder endgültig ausgeladen –, zeigt noch jetzt das mächtige «Salzhaus» in der «Hofstatt». An seiner Stelle stand vorher eine Burg, in welcher sich die Habsburger oft aufhielten. Die alte «Kaserne» am selben Platz war ursprünglich das Kornhaus; Brugg war nämlich nicht nur für Salz, sondern auch für Getreide Stapelplatz. Von der alten Bedeutung als Wasserort ist eigentlich nur noch dies geblieben: Brugg ist Pontonierwaffenplatz.

Von Brugg führt die Straße am Rande einer Niederterrassenstufe, rund 10 m über der Au, nach Lauffohr und unter der Kirche von Rein durch nach Stilli, einem der merkwürdigsten Orte des Kantons, der seinerzeit vielleicht nur in Rappershausen im Rheinbogen gegenüber Oberschwörstadt, das aber von den Schweden zerstört worden ist, eine gewisse Entsprechung fand. Stilli ist eine Gestade-Siedlung auf einer langgestreckten tieferen Stufe der Niederterrasse, die aber noch knapp oberhalb der Hochwasser der Aare liegt. Wenn man vom Anteil an der Aare absieht, erreicht diese Terrassenstufe und damit der Gemeindebann nirgends größere Breite als 200 m bei einer Länge von gegen 3 km. Stilli ist eine verhältnismäßig junge Ortschaft an einer seit Jahrtausenden wichtigen Stelle; denn in jener Gegend querten auch die Römer auf einer Fähre und vielleicht schon auf einer Brücke die Aare, wenn sie von Vindonissa nach Tenedo (Zurzach) strebten. Die Bewohner fischten, bauten Schiffe, betrieben die Fähre, bewirteten die vielen Reisenden, die vor oder nach dem Überqueren der Aare einen Halt machten. Sie führten Schiffe abwärts oder mit Korn, bayrischem Salz und Schaffhauserwein auf-

wärts nach Brugg. Sie geleiteten Flöße bis vor Laufenburg, kurz: sie lebten an und von der Aare.

Heute duckt sich das Dorf am gestauten Fluß tief unter der häßlichen eisernen Brücke, die ihnen 1904 die Fähre und damit die letzte lebendige Beziehung zum Wasser geraubt hat.

Der Reisende aber, der bei Stilli oder noch früher etwas höher oben bei der heute in Ruinen liegenden Burg und Zollstätte Freudnau die Aare gequert hatte, um nach Zurzach zu gelangen, kam bald zum Städtchen Klingnau. Auch die Schiffe für Zurzach landeten gewöhnlich bei dieser Stadt und leichterten ihre Waren.

Auf einem niedrigen Umlaufberg, der in Grundriß und Ausdehnung einem modernen Flugzeugträger gleicht, wurde Klingnau 1239 gegründet; 1239 ist die einzige urkundlich belegte Jahreszahl einer Städtegründung im Aargau. Das alte Städtchen besteht nur aus zwei Häuserreihen, welche die Hügelskrone umziehen; die südwestliche liegt an der Schattengasse, die nordöstliche an der Sonnen-gasse. Zwischen diesen Gassen liegt ein ländlicher, freier Platz, auf dem die Stadtkirche sich befindet, wie der Kern einer Mandel zwischen beiden Schalenhälften.

Während Klingnau heute, hauptsächlich durch die Sperrholz-industrie, zu einem Leben erwacht, sieht Kaiserstuhl am Rhein noch gänzlich verschlafen aus. An der Spitze des Dreiecks, das den Grundriß der Stadt bildet, ragt ein mächtiger, 35 m hoher Turm empor. Er ist aus 4 m dicken Mauern von Tuffsteinquadern, rohen Rollsteinen und Findlingen aufgebaut. Vom Turm führt die Hauptstraße des Städtchens zum Rhein und zur Brücke hinunter und teilt das Dreieck des Grundrisses nochmals in zwei rechtwinklige Dreiecke. Der Hang ist so unglaublich steil, daß man das Gefühl hat, das Städtchen sei am Turm gleichsam aufgehängt. Der einzige Lebensgrund ihrer höchst unzweckmäßigen Lage war die Brücke. Das Schloß Röteln am rechten Brückenkopf gehört zwar nicht mehr zur Schweiz, aber doch zur Geschichte und zum Stadtbild von Kaiser-stuhl.

Weiter rheinabwärts kommt der zwar nie mit einem Stadtrecht begabte, aber durchaus städtische Flecken Zurzach, der kurze Erwähnung verdient. Zurzach war ein alter Wallfahrtsort des Verena-Kultes und ist ein schönes Beispiel dafür, wie im Mittelalter im Anschluß an Kirchenfeste, an denen die Messe gelesen wurde, auch die

Waren-«Messen» entstanden. Zurzach war besonders im 15. und 16. Jahrhundert einer der größten unter den kleineren Messeorten (oder anders ausgedrückt: einer der kleineren unter den größeren). Jedem Besucher fallen die mächtigen Straßen auf, auf welchen eben die Messe stattfand. Dazu kommen noch viele stolze Häuser: die Probstei, die heute als Zollhaus dient, das Kaufhaus, das Rathaus. Außer den Chorherrenhäusern des Stiftes dienten noch um die sechzig Privathäuser als Herbergen. Im letzten Jahrhundert starben die Messen ab. Wichtigere Orte, vor allem Zürich, übernahmen die frühere Funktion von Zurzach. Das Leben im Flecken stockte und wurde erst in neuerer Zeit durch einige Industrien, vor allem durch die Sodafabrik, wieder aufgeweckt.

Bei Laufenburg tritt mit dem Gneisberg, auf welchem das Schloß steht, sozusagen der Schwarzwald auf Schweizerboden über. Der Rhein zwängt sich in seinem jungen Lauf zwischen Schloßberg und den Gneisen des rechten Ufers durch. Hier, ganz ähnlich wie bei Brugg, war der günstige Ort für eine Brücke, deren Pfeiler auf Felsen abgestützt werden konnten. Die große Öffnung der früheren Holzbrücke, welche die Hauptrinne überspannte, maß bloß 34 m. Die Altstadt selbst steigt zwischen Brücke und Schloßberg auf zum Teil künstlich gegliederten Terrassen höchst malerisch empor. Sie wird durch Kirche und Pfarrhaus überragt. Längs der hochgelegenen Herrengasse steht eine geschlossene Reihe früherer Adelshäuser. Schon 1278 erweiterte sich die Stadt westlich vom Schloßberg und drang mit einer bald auch ummauerten Vorstadt bis zur Terrasse hinauf. Eine Eigenart der Laufenburger Bürgerhäuser sind immer noch die kleinen Dachaufsätze, welche die Aufzugsbalken schützen; die Häuser stehen sonst traufständig zur Straße. Heute werden bloß noch die Holzvorräte mit dem Aufzug in die geräumigen Dachstöcke befördert, früher waren es Güter aller Art; denn Laufenburg war als Umschlagsort auch Stapelplatz und Markt, vor allem für den südlichen Schwarzwald. Die Bäche des Schwarzwaldes lieferten die Energie für das Gewerbe, aus dem Schwarzwald kam auch die Holzkohle für die Eisenhütten, Gießereien und Schmieden, welche das Erz des Fricktales verarbeiteten. Vor dem Laufen staunten sich die steigenden Schwärme der Lachse, die an Dutzenden von Stellen gefangen wurden. Durch die Grenzziehung, das Verschwinden des Flußverkehrs, das Aufhören der Erznutzung verlor Laufenburg die

Grundlagen seines Bestehens. Am ehesten blieb noch die Fischerei, aber mit dem Bau des Elektrizitätswerkes, das 1914 fertig war, wurde auch dieses Gewerbe praktisch erledigt. Den alten Laufenburgern fiel es schwer, den ständig brausenden C-dur-Akkord mit dem gewaltig brummenden F, den der Laufen erdröhnen ließ, nicht mehr zu hören und das Schäumen in der tiefen Schlucht von der Brücke aus nicht mehr zu sehen. Aber sie mußten sich dreinschicken. Das Werk, welches dem Städtchen die Einzigartigkeit geraubt hat, bringt Steuergeld und Verdienst: 1929 zahlten es und seine Angestellten 56 % der gesamten Gemeindesteuern. Langsam beginnt auch die Industrie sich anzusiedeln. 1932 wurden die Kera-Werke begründet, die um die zweihundert Arbeiter und Angestellte beschäftigen. Die Einwohnerzahl nimmt allmählich wieder zu.

Als sich der Rhein bei Rheinfelden in der Niederterrasse eingrub, stieß er sehr schnell auf Muschelkalkbänke, in die er bis heute eine 10–20 m tiefe Rinne eingeschnitten hat. Auf der Kalkschwelle des Gwildes, einer ungefährlichen Stromschnelle, wurde 1896 das erste größere Rheinkraftwerk erstellt, das der Anlaß für den Aufschwung von Badisch-Rheinfelden wurde. Westlich der Altstadt streicht von NW nach SO ein Bruch, die sogenannte Rheinfelder Verwerfung. Im Westen dieses Bruches sieht man den Buntsandstein, in den der Rhein von Rheinfelden bis Kaiseraugst sich eingeschnitten hat. Die östliche Scholle dagegen ist 200 m tiefer gesunken, so daß die schon erwähnte Muschelkalkschicht auf gleiche Höhe wie der westliche Buntsandstein kommt. Die Muschelkalkplatte ist längs der Verwerfung aufgeschleppt, die aufgeschleppte Rippe ist durch den Strom zersägt und zerstört worden. Nur in zwei Inseln ragt sie noch über das Wasser: 47 m vom linken Ufer entfernt ist die größere Insel, die von Natur gebotene, sichere Stelle für die ehemalige Burg der Grafen von Rheinfelden; die kleinere ist in der neueren Zeit künstlich mit dem rechten Ufer verländet worden. Die Fortsetzung dieser Rippe auf Schweizerboden trägt die höhern und ältern Teile der Stadt: die Martinskirche und die früheren Wohnsitze des Adels und der Geistlichkeit. Die mitaufgeschleppten Anhydritschichten sind ausgeräumt worden. So ist zwischen Buntsandstein und Muschelkalk in der Verwerfungskluft ein Tälchen, das Heimdeckenloch, entstanden, das der Magdener Bach seinerzeit, bevor ihm ein künstliches Bett ge graben wurde, als Unterlauf benutzte. Im unteren Teil

findet sich heute der Schützengarten, im oberen Drittel ist es ausgefüllt und trägt jetzt den Turmplatz. Die beiden Rheininseln mußten auch dazu verlocken, sie als sichere Brückenpfeiler auszunützen. Aber leider führten und führten auf die ausgezeichnete Brückensstelle nicht ebenso gute Straßen hin. Der Querverkehr über die sehr früh gebaute Brücke verband nur das Paar der beidseitigen Rheinstraßen.

Wahrscheinlich ist die westliche Hälfte der Altstadt älter. Der Magdener Bach durfte nicht mehr durch das Heimdeckenloch stürzen (auf 200 m Länge 40 m Gefälle!). Er wurde abgeleitet und bildete den «alten Bach», der heute nur noch als Dole mitten durch die Stadt fließt, im Mittelalter aber, als eine Art Gewerbekanal, Mühlen, Schleifen, Reiben trieb. Schon um 1290 wurde die ebenfalls ummauerte östliche Hälfte der Stadt gebaut, und seitdem fließt der nochmals umgeleitete Magdener Bach im alten Stadtgraben.

Eine Eigenheit der Stadt war es, daß nur der Querverkehr durch die Stadt führte; der Längsverkehr von Basel gegen den Bözberg aber ging südlich der Stadt vorbei, sehr gegen die Gepflogenheiten des Mittelalters, das in Baden z.B. die Fuhrleute, die von Mellingen kamen, durch die ganze Stadt hinunterzufahren zwang; dann mußten sie die Brücke queren, sich auf das Wettingerfeld hinauf bemühen, beim Kloster Wettingen wieder zur Limmat hinunter, über die Brücke und wieder hinauf zum Neuenhoffeld, das sie von der Bäder Vorstadt aus direkt auf dem linken Limmatufer hätten erreichen können. Die Nähe Basels und der oberrheinischen Tiefebene spürt man schon am roten Buntsandstein der Martinskirche und noch viel deutlicher bei dem 1530 erbauten Rathaus, das Anregungen des Basler Rathauses, besonders in der Gestaltung des Hofes, benutzte. Die Grenzziehung von 1803 war für Rheinfelden nicht gleich verhängnisvoll wie für Laufenburg. Wohl wurden durch den Frieden von Lunéville das Gemeindegebiet und auch sonst mancher natürliche Zusammenhang zerschnitten, aber doch nicht die eigentliche Stadt: Noch auf der Siegfried-Karte von 1886 heißt es auf dem rechten Ufer nur «bei Rheinfelden». Die Eisenbahnstation steht einsam da, ein paar Häuser sind in der Nähe der Brücke. Seither ist Badisch-Rheinfelden entstanden und hat mit seinem unheimlichen Wachstum das aargauische Rheinfelden in der Bevölkerungszahl längstens übertroffen.

Die Stadt erholte sich von der Grenzziehung, erhielt Industrie; die Entdeckung des Salzes und die Errichtung der Saline (die heute nur noch Sole für die Bäder liefert) machten Rheinfelden zu einem weltbekannten Solbadkurort. Die Nähe Basels, das Rheinfelden während Jahrhunderten überschattet hatte, wirkt sich belebend aus. Sie verschafft den Einwohnern Verdienstmöglichkeiten, und umgekehrt wird Rheinfelden zum beliebten Ausflugsort der Großstädter.

Gerade vor dem Verlassen des Kantons kommt noch ein Dorf, Kaiseraugst, das Erwähnung finde, weil es in die Mauern eines römischen Kastells hineingebaut worden ist, welches die gewaltigste Festigungsanlage in der römischen Schweiz gewesen ist. Sie bildet ein Rechteck von 284 auf 142 m mit 3–4 m dicker Mauer. Massenhaft sind dafür Trümmer der alten Stadt Augusta Raurica verwendet worden. Sie besaß starke Ecktürme und war für etwa fünfhundert Mann berechnet ... und darin hat sich Kaiseraugst eingenistet. Die Hauptgasse des Dorfes ist die alte Via Praetoria. Die beiden Zugangsstraßen treten noch heute dort ein, wo einst die Lagertore standen, und die Lagermauer begrenzt als sogenannte «Heidenmauer» noch heute die Ortschaft gegen Süden.

Die Bevölkerung

Die Schweiz zählte 1950 4,7 Millionen Einwohner, der Aargau 300000. Der früher bernische Aargau weist die außerordentliche Dichte von 258 Einw./km² auf, die ehemalige Grafschaft Baden (ungefähr Bezirke Baden und Zurzach) dank der Agglomeration Baden 252; das Freiamt (Bremgarten, Muri), das besonders im Bezirk Muri wenige größere Ortschaften und eine noch stark ländliche Bevölkerung besitzt, 166; das ehemals österreichische Fricktal 120. Eine genauere Untersuchung zeigt, daß Aare- und Limmattal ganz besonders dicht bewohnt sind und daß diese Dichtezone wie mit Fingern in das Wigger-, Suhren-, Wynen-, See- und Bünztal hineingreift; am weitesten ins Wynental. Es ist jenes Gebiet, wo die meisten Ausländer, auch wenn sie selbst aus dichtbevölkerten Gebieten kommen, mit Staunen fragen, wo eigentlich die Ortschaften anfangen und aufhören.

Für die ganze Schweiz beträgt die Bevölkerungszunahme von 1850 bis 1950 96,2 %, was also annähernd eine Verdoppelung bedeutet, während der Aargau nur 50,3 % zunahm. Der Aargau war 1850 eben ein stark bäuerlicher Kanton mit viel Heimindustrie und wurde demgemäß von der landwirtschaftlichen Krise in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts kräftig gepackt. Anderseits fehlten ihm Groß- oder doch Mittelstädte, welche die Abnahme so vieler bäuerlicher Ortschaften mit Leichtigkeit wettgemacht hätten.

Es sind vor allem die größeren Agglomerationen, welche wachsen; die Ursachen der gewaltigen Entwicklung von «Dörfern» wie Wettingen, Neuenhof bei Baden, Obersiggenthal, Killwangen, Windisch, Hausen oder von Rohr bei Aarau usw. liegen ja gar nicht in diesen Gemeinden selbst. Es sind Vororte und bloße Wohnquartiere einer durchaus städtischen Bevölkerung. In Rohr z.B. ist der Prozentsatz jener, die in der Gemeinde Aarau arbeiten, ungefähr gleich groß wie bei den Aarauern selbst.

Als Agglomerationen, deren Grenzen aber schwer anzugeben sind, darf man aufzählen: Zofingen (Zofingen, Brittnau, Strengelbach, Oftringen, Rothrist und Aarburg, das in die Agglomeration Olten überführt), mit ungefähr 25000 Einwohnern. – Aarau (Aarau, Unterentfelden, Suhr, Buchs, Rohr, Küttigen, Erlinsbach, Biberstein), ungefähr 30000 Einwohner. – Lenzburg (Lenzburg, Staufen, Niederlenz): ungefähr 8000 Einwohner. – Reinach (Reinach, Menziken, Burg, Pfeffikon [Luzern], Leimbach, im gewissen Grade auch Beinwil): ungefähr 12000 Einwohner. – Brugg (Brugg, Umiken, Hausen, Windisch, Lauffohr, bis zu einem gewissen Grade auch Gebenstorf): ungefähr 13000 Einwohner und vor allem Baden (Baden, Ennetbaden, Wettingen, Neuenhof und mindestens Obersiggenthal): ungefähr 33000 Einwohner.

Etwa zwei Fünftel der aargauischen Bevölkerung wohnen in diesen Agglomerationen. Der bauliche Zusammenhang mit dem Hauptort der Agglomeration ist dabei kein sicheres Maß für die funktionelle Zusammengehörigkeit: Unterentfelden, das sehr von Aarau abhängt und in dem sich neuerdings Villenquartiere städtischer Art ausbreiten, ist durchaus nicht mit Aarau verwachsen; ebenso ist Rohr durch die Talaue der Suhre vorläufig vollständig davon getrennt. Man möchte bei Unterentfelden und Rohr fast den Begriff der Satellitenortschaft anwenden. Im übrigen ist überhaupt

je länger je mehr auch der Begriff der Agglomeration nicht mehr genügend, die Wirklichkeit zu erfassen. In den bevölkerungsreichsten Gegenden des Aargaus zerfließen die Ortschaften in die Landschaft hinaus, die größeren Gemeinden bilden gar nicht mehr so ausgesprochene Kerne für die Industrie, die sich überall ausbreitet, oft sogar zwischen den Ortschaften drin, daß man eher und einfacher von einer «Siedlungslandschaft» sprechen möchte.

Literaturverzeichnis

- A. HARTMANN, *Erdgeschichtliche Landeskunde* (Geologie). In: *Aargauische Heimatgeschichte*. Verlag H.R. Sauerländer & Co., Aarau.
Aargau. Herausgegeben von WALTER SCHMID. Verlag Hallwag, Bern 1946.
Aargauische Heimatkunde: Heft 1: Von den Lägern zum Heitersberg. Heft 2: Vom grünen Rhein ins Staudenland. Heft 3: Durchs Surbtal an die Aare. Herausgegeben von Jos. VILLIGER. Verlag H.R. Sauerländer & Co., Aarau.
Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft in verschiedenen Heften, besonders Heft XVIII, 1928: P. VOSSELER, *Der Aargauer Jura*.
Neujahrsblätter verschiedener Städte (Aarau, Baden, Brugg, Lenzburg, Rheinfelden, Zofingen).
FRANZ XAVER BRONNER, 1844, *Der Kanton Aargau*, Bände 1 und 2. Historisch bedeutsam.

